H. Germ. o. 86.

Betrachtungen

über

Deutschland.

Betrachtungen

über

Deutschland.

Von der
letzten Hälfte des achten bis zur ersten
des dreizehnten Jahrhunderts,
oder
von Karl dem Großen bis auf Friedrich II.

Von

Joseph Weitzel.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1828.

Die Geschichte zeigt und richtet in der Vergangenheit die Gegenwart, ihre Vorzüge und Gebrechen, ihre Tugenden und Laster, ihre Weisheit und Thorheit, ihre Größe und Erniedrigung; sie straft, ohne den Ehrgeiz zu verletzen, tadelt, ohne die Eigenliebe zu demüthigen, und belehrt, ohne den Stolz zu beleidigen; weil sie Andere nennt, indem sie von uns spricht. Denen, die eine Nachwelt haben, kann sie in ihrem Leben schon die Stelle derselben vertreten.

Vorwort.

Da ich vor einigen Jahren die Geschichte des Rheingaues, und später die von Nassau, die mit dem dreizehnten Jahrhundert Zuverlässigkeit und historische Bedeutung gewinnt, zu bearbeiten anfing, sah ich mich genöthigt, in die früheren Zeiten hinaufzusteigen, aus denen sich die späteren entwickelt und gebildet haben. Man begreift die Geschichte eines Volksstammes doch nur, wenn man die des Gesammtvolkes kennt, wie die Gegenwart auch nur durch die Vergangenheit erklärt und verstanden wird.

Seit fünfundzwanzig Jahren hatte ich mich nicht mehr mit dem Mittelalter beschäftigt, wenn mir auch die abweichenden Ansichten und Urtheile, die sich darüber aussprachen, nicht fremd geblieben waren. Die Geschichte wie die Politik unserer Tage wies mit gleicher Bestimmtheit auf dasselbe zurück, um Zeugnisse und Belege in ihm für oder gegen die Meinung und das Streben der neuen viel

und tief bewegten Zeit zu finden. Die herrschende Meinung sprang, wie in Allem, was sich auf Staat und Kirche bezieht, so auch hier in entgegengesetzter Richtung feindlich auseinander, und wenn man von dieser Seite nur begeistertes Lob vernahm, dann hörte man von jener nur verachtenden Tadel. Ich beschloß, das Mittelalter, in wie weit es mir Muße und Kraft gestatteten, noch einmal zu studiren, und war dabei selbst nicht wenig überrascht, meine jetzigen Ansichten über dasselbe in manchen Punkten so abweichend von den früheren zu finden. Die Zeit hatte sich unterdessen nicht verändert; ich selbst war es. Da ich nun dachte, meine Gedanken über jenes bedeutende und vielbesprochene Mittelalter seyen vielleicht der Aufbewahrung nicht unwerth, so schrieb ich sie nieder, erst mehr zur eigenen Unterhaltung und Belehrung, dann, weil ich meinte, die öffentliche Bekanntmachung derselben könnte von einigem Nutzen seyn. So sind gegenwärtige Betrachtungen über Deutschland vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert, der Zeit seiner Größe und seines Verfalls, entstanden.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Seite

Staat 3

Zweiter Abschnitt.

Kirche 86

Dritter Abschnitt.

Culturstand 160

Erster Abschnitt.

Staat.

Im dreizehnten Jahrhundert bot Deutschland nur noch ein schwaches Bild von seiner frühern Macht und Größe dar, und zu seiner spätern Entkräftung und endlichen Auflösung war damals schon der Grund gelegt, wenn nicht tüchtige Menschen an seiner Spitze, oder unvorherzusehende Ereignisse dem Schicksale des noch früher getheilten Vaterlandes eine andere Wendung gaben. Karl der Große hatte in seinem Reiche ein Werk gegründet, das seine Nachfolger nur zu erhalten brauchten, um den Bestand und das Glück des Staates zu sichern. Doch gibt es Umstände, unter denen Erhalten schwerer ist als Erwerben. Karl's Geist aber erbte sich auf Keinen seines Geschlechtes fort. Der gewaltige Bau, den er aufgeführt, fiel in Trümmer, und zu der Zeit, von der wir reden, erkannte man den Willen und das Werk des Meisters nur noch in entstellten oder ver=

fehlten Nachbildungen. Was sein Geist geschaffen, lebte noch zum Theil, aber in todten Buchstaben fort, und die Wahrheit, die seine Weisheit und Kraft bezweckte, hatten der Unverstand und die Schwäche einiger spätern Kaiser, besonders aber die Selbstsucht und der Eigennutz der Fürsten und Herren selbst, in Verderben und Nachtheil verkehrt. Karl der Große ward von Manchen streng, und in mancher Hinsicht mit Recht gerichtet; aber wenn etwas die Art entschuldigen kann, wie man zur Herrschaft gelangt, dann ist es der Gebrauch, den man von ihr macht. So lange das Glück von vielen Tausenden, und oft Jahrhunderte hindurch, Wenigen anheim gegeben ist, deren Wille und Fähigkeit das Schicksal derselben bestimmt, sollten öffentliche Tugenden und Vorzüge uns gegen gewisse Laster und Gebrechen des Privatlebens zur Nachsicht stimmen. Hat Karl das Erbtheil seines Bruders an sich gerissen, dann mochten ihm die Völker dafür danken, worüber die Beraubten als über Unrecht und Gewaltthat klagten. Die blutige Sachsentaufe, wie ihre grausame Verpflanzung und die der Thüringer mag für eine Art von Nothwehr gelten; denn das Reich der Franken konnte neben dem wilden Sachsenstamme nicht mit Sicherheit bestehen, und die Wurzeln des politischen Lebens

waren bei ihm so eng und fest mit denen des religiösen verwachsen, daß jene nur mit diesen ausgerottet werden konnten. Daß Karl viertausend wehrlose Sachsen, bei Verden an der Aller, schlachten ließ, kann nichts entschuldigen, nicht Treubruch und Verletzung des gegebenen Wortes, nicht der wiederholte Aufstand. Selbst die Politik vermag es nicht, die sonst gern Nachsicht mit allen Mitteln hat, die zum Zwecke führen. Die blutige That entwaffnete die Sachsen nicht, sondern gab ihnen die Entschlossenheit der Verzweiflung. Karl hat seinen Namen befleckt, und durch dieses große Opfer seiner Sache nicht genützt. Wenn die Klugheit je ein Unrecht gestatten könnte, dann wäre es doch nur, wo ein großes Uebel durch ein kleines vermieden wird.

Ich bin übrigens nicht der Meinung, daß man Regenten immer wie Privatleute beurtheilen dürfe. Wer Regenten wie Bürger, und das öffentliche Wirken, über dem kein Gesetz und Richter steht, wie das eines Privatmannes, dem bestimmte Schranken vorgezeichnet sind, beurtheilen will, kann in die Lage kommen, die sündige Entschlossenheit zu verdammen, die Einen Tausenden opfert, und die fromme Gutmüthigkeit zu billigen, die Tausende nicht retten will, weil sie Einen untergehen lassen müßte.

Wie das ächte Kennzeichen der wahren Größe die Großmuth ist, so zeichnete sie Karl den Großen in hohem Grade aus. Uebte er sie auch manchmal auf eine Weise, die den Franken und den Christen des achten Jahrhunderts kenntlich machte, dann hatte er doch die Fehler und Gebrechen Beider weniger, als einer seiner Zeitgenossen, weniger, als irgend ein Fürst der fünf folgenden Jahrhunderte, auch Heinrich den Ersten nicht ausgenommen, der nach Karl der größte unter den großen Regenten Deutschlands war. Dreißig Jahre voll Beschwerden und Gefahren hatte dieser an die Unterwerfung der Sachsen gesetzt, die, von ihm besiegt, sich immer wieder gegen ihn empörten, und den Krieg auf Tod und Leben für ihre Freiheit führten; und da sie endlich, des Sieges würdig, einem Würdigern erlagen, gab dieser, erhaben über Zorn und Rache, den Besiegten nicht nur gleiche Rechte mit den Siegern, sondern ließ ihnen, mit Ausnahme der Religion, ihre theuersten, eigenthümlichen Gesetze, Gewohnheiten und Rechte. Man versteht die Größe gewisser Menschen und Zeiten nur, wenn man die Bedeutung der Einfachheit ihrer Sitten und Bedürfnisse versteht. Wir, mit unsern Begriffen von Lebensgenuß, öffentlichem Wohle, Geldumlauf, Staatskräften, und Industrie haben

wenig Sinn dafür, und verstehen jene Zeiten und Menschen nicht. Den großen Karl, der die ungleichartigen Elemente seines Riesenreichs, das von dem Weltmeer bis nach Ungarn, von der Elbe bis zur Tiber ging, mit sicherer Hand zusammenhielt, und mit einer großen Macht eine große Mäßigung verband, erkenne ich erst ganz in dem Kleide, das seine Frauen ihm mit eigner Hand verfertigt haben, und wenn er den Preis der Eier auf seinen Meierhöfen bestimmt. Männer dieser Art haben die Weltherrschaft Roms gegründet, Männer, die man vom Pfluge zur Dictatur berief, die von Gesandten stolzer Mächte am Herde gefunden wurden, als sie ihr Mahl bereiteten. Einem solchen Manne verdankte Theben seinen Tag voll Ruhm und Macht, der mit ihm auf- und unterging, einem Manne, der Spartas eiserne Größe brach, und nicht ausgehen konnte, weil sein einziger Mantel in der Wäsche war. Man lächelt vornehm über die veraltete, gemeine Einfalt. Haben wir doch auch Leute, die nur über einen Rock, vielleicht über keinen, verfügen können, die den Hühnern die gelegten Eier nachzählen, das frugale Mahl sich selbst bereiten; und sie sind weder die Würdigsten noch die Besten. Allerdings thut es der einzige Rock oder das einzige Hemd auf dem Leibe

so wenig, als das Pflügen mit eigner Hand oder das Kochen seiner Rüben. Die Mäßigung thut es, die Vieles haben kann, und sich mit Wenigem begnügt, die in ihrer Armuth nichts entbehrt, wo sie auf Kosten Anderer reich seyn könnte, die den Werth des Lebens höher schätzt, als daß sie ihn in Dingen fände, die es werthlos lassen; die den Einzelnen nicht, seinen Leib und seine Genüsse, zum Zwecke des Ganzen macht, und dieses jenem opfert. Diese veraltete Größe ist freilich nicht im neuesten Geschmack, der ganz andere Vorzüge und Genüsse kennt. Aber wird der Mensch reicher, der die Mittel häuft, seine Bedürfnisse zu befriedigen, wenn diese schneller als jene wachsen? Die Zeit, welche wir als unser Ideal betrachten, hat doch auch ihr Ungemach, die Zeit, wo Reichthum und Dürftigkeit die Menschen in Wesen besonderer Gattungen scheiden, die eine mit Uebermuth der andern voll Demuth entgegengesetzt; wo das Geld der Maßstab aller Tugenden und Verdienste ist, oder sie gar entbehrlich macht, und ihre Stelle vertreten kann; wo nichts so hoch und stark gefunden wird, über das, nach einem Ausdrucke des Königs Philipp von Macedonien, nicht ein mit Gold beladenes Maulthier käme; wo zwei Drittheile der Bevölkerung ihr Leben in dem mühseligen Er-

werbe der Mittel aufreiben, es zu fristen, und der Reiche so elend werden kann, daß er den Armen um den Hunger beneidet, der ihn quält; wo Hundert entbehren, und sich durch unmäßige Anstrengung erschöpfen, damit Einer durch müßige Langeweile und Uebersättigung noch unglücklicher werde, als sie. Allerdings führt die Entwickelung der Gesellschaft, mit der, ich gestehe es gern, auch Vortheile und Vorzüge verbunden sind, zu diesen Uebeln, die von ihr fast unzertrennlich sind, und man hat Unrecht, sich über Mängel zu beklagen, die mit der menschlichen Natur verbunden sind. Darum darf man auch nicht, was ich von der gepriesenen Zeit der Cultur und Civilisation gesagt, als Tadel oder Vorwurf nehmen; ich frage nur, ob sie so unbedingt das ihr gespendete Lob verdiene.

Karl war ein guter Mensch, in wie weit man es seyn kann mit einer großen Macht, mit großer Herrsch- und Ruhmbegierde. Man tadelte an ihm seine zu große Neigung zu dem andern Geschlecht. Sie war sein größter Fehler nicht, da die Weiber nie Einfluß auf die Regierung hatten. Diese Verirrung, die er mit vielen seines Gleichen, mit Cäsar und Heinrich IV. von Frankreich, theilte, ist vielleicht noch am ersten zu vergeben, wenn das

Volk die Kosten derselben nicht zu tragen hat. Karl war ein guter Christ, und der Religion aufrichtig zugethan, doch verstand er es, die Ansprüche dieses Lebens mit denen des künftigen, ohne Nachtheil für das erste, auszugleichen. Ihm ward das seltene Glück, daß ihn die Kirche unter die Heiligen und die Geschichte unter die großen Männer aufnahm. Seinen Tod kündigten Zeichen am Himmel und auf der Erde an. Sonne und Mond verhüllten sich trauernd in Finsterniß. Eine schreckliche Lufterscheinung ging drohend über die Erde, und der Säulengang zwischen der kaiserlichen Pfalz und dem Dom zu Aachen stürzte ein. Dem abergläubigen Volke geschieht nichts Außerordentliches ohne Wunder oder Zauberei, und es erkennt oft eben so gut die Größe eines Mannes an, wenn es ihn zum Vertrauten der Hölle, als wenn es ihn zum Lieblinge des Himmels macht.

Karl hatte ein Reich gegründet, das an Umfang und innerer Festigkeit den größten und festesten gleichkommt, welche die Geschichte kennt, und hat dies ungeheure Reich, eine lange Reihe von Jahren hindurch, mit seltner Kraft, Klugheit und Gerechtigkeit regiert. Karl war Gesetzgeber, Staatsmann, Verwalter und Feldherr, im Besitze einer großen Macht mäßig, auch wo er willkürlich verfahren

konnte, billig, des abschreckenden Beispiels wegen einigemal grausam, aber nicht aus Neigung, sondern aus Politik. Man muß die Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen bewundern, die, mit einem richtigen Verstande aufgefaßt, ganz einfach zum Ziele führten. Sie zeugen von dem sichern Blicke, der das Rechte zu seiner Zeit und an seinem Orte erkennt. Diese Ordnungsliebe und Zweckmäßigkeit, von einer seltnen Thätigkeit unterstützt, vermag Unglaubliches zu thun. Auch that es Karl. Durch einen klugen Gebrauch der Zeit, von der dem rastlos Thätigen nichts verloren ging, und die bei aller Thätigkeit ihn nicht erschöpfte, weil die Abwechselung in der Arbeit ihm Erholung war, wie sie es dem rechten ernsten Fleiße ist, wirkte er, was keine menschliche Kraft zu vermögen scheint. Wie auf seinen Krongütern ein so sorgsamer Hauswirth, der den Ertrag seines Viehstandes berechnete und kannte, so war er dem größten Reiche, seit der Römerherrschaft, ein allgegenwärtiger, ordnender Kaiser. Und aus welchen fremdartigen, zweispaltigen Theilen war das Reich gebildet! Es gibt rührige Naturen, die in kleinlicher Thätigkeit unermüdlich sind, und selbst in einem Staate nichts Kleines übersehen, aber dafür das Große. Karl war derselbe, nicht groß im Kleinen, um im Großen

klein zu seyn, sondern im Kleinen groß, und im Großen der Größte. Die Welt hat nach ihm vielleicht nur einen wieder auf dem Thron gesehen, der ihm in dieser Hinsicht gleich kam. Selbst Friedrich von Preußen steht ihm nach. Daß er ein großer Krieger war, machte es ihm möglich, seine umfassenden Entwürfe auszuführen und sein Reich zu sichern; auch darf man von ihm rühmen, daß er höchst selten zwecklos Blut vergossen hat. Der Krieg war ihm ein Mittel der Erhaltung, nicht der Zerstörung. Eine philanthropische Philosophie mag den Krieg mit Recht verabscheuen, und das kriegerische Genie und Verdienst gegen die bürgerliche Tugend nicht hoch anschlagen; aber in den Gefahren des Kampfes, in dem Geräusche und unter den Entbehrungen des Lagers entwickeln sich Tugenden, die den Mann in seiner höchsten Würde zeigen, und bürgerliche Tugend keineswegs ausschließen. Ist der Krieg auch ein Uebel, dann ist er doch ein unvermeidliches, und die Gesellschaft muß die, welche ihn zu führen wissen, zu ihren nöthigen Gliedern zählen. Krieg wird seyn, so lange Staaten gesetz- und rechtlos neben einander stehen; und das ist der Fall, so lange es unabhängige Staaten gibt. Wir haben freilich ein Völkerrecht, das aber nur denen ein Recht gibt, die

Macht haben. Sein oberster anerkannter Grundsatz sagt nichts anders, als daß die Schwäche sich die Bedingungen gefallen lassen muß, denen die Stärke sie unterwirft, und die sie so lange zu halten sich verpflichtet, als sie sich ihnen nicht entziehen kann. Zu jedem rechtlichen Zustande gehört ein gemeinschaftliches Gesetz und ein gemeinschaftlicher Richter, zur Beilegung und Entscheidung einer Klage zwischen Streitenden, und endlich eine vollziehende Macht, die, stärker als die streitenden, diese zwingt, sich dem Ausspruche des Richters zu unterwerfen. Auch unsre gebildete Zeit ehrt und muntert das kriegerische Verdienst mit großem Rechte auf; das Jahrhundert Karl's konnte es noch weniger entbehren, weil der Krieg damals noch häufiger und unvermeidlicher gewesen ist.

Karl, der sein großes Werk in ein flüchtiges Daseyn rief, glaubte für eine lange Zeit zu bauen; aber der Riesenkörper sank als todte Hülle, da der Riesengeist aus ihm gezogen war. Er selbst hatte vielleicht den Verfall seiner eignen Schöpfung, ohne es zu wollen, in Manchem vorbereitet. In Allem, was kräftige Menschen unternehmen, aber nicht vollenden können, verrechnen sie sich, da sie eine Last leicht auf ihre Schultern nehmen, der kein Anderer

gewachsen ist. So bleibt, besonders in Monarchien, wo der Leib des Regenten sich fortpflanzt, nicht aber der Geist, gewöhnlich das Werk eines mächtigen Mannes ein Torso, ein Denkmal, das gerade dadurch, daß es nicht vollendet ward, für seine Größe zeugt. So war es auch mit der Schöpfung Karl's, der zu den Seltenen gehörte, die geboren worden um Andere zu regieren.

Manche wollen an ihm tadeln, daß er die Geistlichkeit zu sehr begünstigt habe. Allerdings ward von ihm auf das Eigenthum eine schwere Last gewälzt, indem er es mit dem Zehnten belud. Doch war dieser vielleicht die einzige Abgabe, die sich bei dem damaligen Zustande der Gesellschaft am einfachsten heben ließ. Daß er sie der Geistlichkeit zugewendet, kann nicht befremden, wenn er die Kirche, die er bildete, ausstatten wollte. Das alte Testament, das so viel Fremdartiges in unser Christenthum gebracht, mag auf die Erhebung des Zehnten geleitet haben. Doch darf man nicht vergessen, das nach der Bestimmung dieser Abgabe, die sich später so sehr geändert hat, der Ertrag allerdings den Bedürfnissen der Religion dienen, der Ueberschuß aber für die Armen verwendet werden sollte. Karl zeigte sich dem Christenthum sehr gewogen, sowohl aus re-

ligiöser Gesinnung, als wahrscheinlich auch, weil er es der Gesittung und Bildung seiner Völker förderlich fand, gewiß aber, weil es das kühne und freie Gemüth zur Demuth und zum Gehorsam erzieht, und der bürgerlichen Gewalt ihre Zwecke sehr erleichtert. Eine feindselige Nebenbuhlerin ahnte der starke Karl in der geistlichen Macht noch nicht, wenigstens konnte sie ihm nicht furchtbar erscheinen, ihm, der die Erzbischöfe, die Bischöfe und selbst den Papst so abhängig von sich, wie seine Grafen und Edeln sah, und mit fester Hand in solch untergeordneter Stellung zu erhalten wußte. Was man an den Verfügungen und Anordnungen Karl's besonders bewundern muß, ist ihre Einfachheit, Klarheit und Bestimmtheit, das sicherste Zeichen des überlegenen Geistes, der sie gab. Ihm kam zu statten, daß er noch ungebildete Völker hatte, die immer, wenn auch schwer zu behandeln, doch für Bildung empfänglicher, als Verbildete sind. Ein Volk mit einfachen Sitten und wenigen Bedürfnissen bedarf zur Erhaltung der Ordnung weniger und einfacher Gesetze. Die Unwissenheit macht mehr, als die Wissenschaft gelten lassen will, des Menschen Unschuld, und die Mäßigung dessen Gerechtigkeit. Viele Gesetze zeigen immer von der Neigung zu vielen Vergehen. Bei

einem verdorbenen Volke, das zahlreiche Gesetze braucht, werden diese fast eben so oft Werkzeuge und Gehülfen schlechter Begierden seyn, als sie dieselben beschränken und bestrafen.

Die Verfassung, wie sie unter Karl und großentheils durch ihn bestand, war, nach einem Lieblingsausdrucke der neuern Zeit, in so weit historisch ausgebildet, daß die Gegenwart, wie das bei allem naturgemäßen Fortschreiten der Fall ist, sich aus der Vergangenheit entwickelt hatte. Immer bedarf jede Anpflanzung und jeder Bau eines Bodens, in den der Keim niedergelegt wird und wo das Fundament ruht. Das Leben eines Volkes ist so gut ein Ganzes, wie das des Einzelnen, und um eine Kette zu bilden, muß ein Ring in den andern greifen; doch ist die Kette nicht ein und derselbe Ring, das Leben nicht ein Lebensalter, der Boden weder die Saat und Ernte, noch der Bau, der auf ihm ruht. Die starre Stabilität ist darum so wenig naturgemäß, als die Entwickelung ohne Stufenfolge, und die Gegenwart muß sich wohl aus der Vergangenheit fortgebildet haben, aber nicht sie selbst seyn. Indessen findet sich zwischen unserer und jener Zeit noch der bedeutende Unterschied, daß in dieser die Völker durch viele Bande an eine bestimmte Ordnung der Dinge

geknüpft waren, die jetzt zerrissen sind. Glaube, Sitte, Gewohnheit und Gesetze, alles war fester, sicherer, nationaler, eigenthümlicher, hatte tiefere Wurzeln geschlagen, in denen sich ein Leben verbluten konnte, wenn man sie gewaltsam ausriß. Unsere Cultur hat uns so vielseitig gestaltet, daß wir fast aller Zeiten und aller Länder sind. Da wir selbst wie in der Luft stehen, so bauen wir auch in sie; aber das Werk ist unsicher und wandelbar, wie sein Fundament, auf dem es ruhet.

Das Reich hatte seine Herzoge, Grafen und Edelvögte, die von des Kaisers Ernennung abhingen. Die Herzoge standen an der Spitze der Heerbannsmannschaft ihres Herzogthums, und hatten später auch die hohe Polizei und obere Gerichtsbarkeit. Der Graf war Oberster im Heerbanne und Richter in seiner Grafschaft, und unter ihm führten die Vögte, als Hauptleute, die Truppen an und übten die untere Gerichtsbarkeit, die weder über Eigenthum noch Freiheit zu erkennen hatte. Die königlichen Beamten richteten die Freien; Leibeigene und Knechte wurden von ihrem Grundherrn gerichtet, zu dessen Gütern sie gehörten. Ueber die Edeln aber hielt der König selbst Gericht, oder, in seinem Namen, dessen Stellvertreter. In dem Gaue, oder Comitat, hatte

jede Gemeinheit, Mark, ihren gewählten Richter, der als Stellvertreter des Grafen, Vicecomes, die Gemeindeversammlung hielt, und in geringern Dingen die Gerichtsbarkeit übte. Er heißt öfter auch Comes, da es sich nachweisen läßt, daß es solcher Comites, als Stellvertreter des Gaugrafen, in einem Comitate mehrere gab. Der Pfalzgraf hielt Gericht in des Königs Pfalz, oder Palaste, und in dessen Namen und Auftrage. Solche Stellvertreter der königlichen Majestät waren, bei dem großen Umfange des Staates um so nöthiger, da der König, oft abwesend, im Felde, oder auf Reisen, bei häufigen Rechtshändeln und verwickelten Rechtslehren in der spätern Zeit, der Arbeit nicht immer gewachsen war. Der Centgraf konnte nicht an Ehre, Leib und Gut strafen. Die Schöffen des Gaugrafen, der das Landgericht hielt, waren vom Volke gewählt. In peinlichen Sachen hing das Urtheil von dem Ausspruche der Schöffen ab. Wie die Beamten sich in bestimmter Unterordnung folgten, so entsprach derselben auch die Gebietsabtheilung in Herzogthümer, Gauen, Centen, Hundreden. Karl, der die Neigung der Großen kannte, sich der königlichen Gewalt zu entziehen, wollte das Vermögen derselben dazu schwächen. Darum theilte er die Herzogthü-

mer, die in die Hand eines Einzigen zu viel Macht gaben, und stellte selbst keine Herzoge an. Dann hob er die Geistlichkeit, und machte sie den weltlichen Herren, so viel es anging, an Macht und Ansehen gleich, wohl wissend, daß beide Gewalten, wo eine nicht herrschen kann, sich gegenseitig mit Eifersucht bewachen und in Schranken halten. So weit menschliche Vorschrift reicht, sorgte er für die Einheit des Reichs, die Selbstständigkeit des Throns und die unbestrittene Ueberlegenheit des königlichen Ansehens. Damit die Vorgesetzten ihre Pflicht erfüllten, Ungerechtigkeit und Mißbrauch entdeckt und ihnen abgeholfen werden möge, waren die kaiserlichen Gesandten, Sendgrafen (missi) angeordnet, die eine strenge Aufsicht über die Verwaltung des Landes führten, die Versammlung des Reichstheils, dem sie vorstanden, die besondern Reichstage, oder Provinzialversammlungen in der Regel jährlich einmal hielten. Hier ward die Amtsführung der kaiserlichen Angestellten, selbst die des Bischofs, geprüft, und Jeder war aufgefordert, seine Klagen gegen dieselben, wenn er deren hatte, vorzutragen. In denselben Versammlungen wurden die Landesverordnungen in Vorschlag gebracht, und, wenn sie nicht allgemeine Gegenstände betrafen, die auf dem Reichstage schon

entschieden waren, erwogen. Allgemeine Reichsbeschlüsse wurden hier mitgetheilt und bekannt gemacht. „Die Gemeinen, aber doch Freien — sagt Möser — behielten solchergestalt an der gesetzgebenden Macht den ihnen gebührenden Antheil. Ihre Schöffen kamen zur Dietine (angeführten Provinzialversammlung) und standen, gleichsam als Tribunen des Volks, den Grafen und Edelvögten, in deren Händen ihre ganze Vollmacht nicht seyn konnte, zur Seite. Ihre Einwilligung ward zu allen neuen Verordnungen erfordert, und der Gesandte ging mit ihren Schlüssen an den allgemeinen Reichshof zurück, um dem Kaiser seinen Bericht zu erstatten." Selbst Karl's Capitularien waren der Genehmigung der Nation unterworfen worden. Es mag unbedeutend scheinen, daß die Reichs- und Landtage, wie auch die Gerichte unter freiem Himmel gehalten wurden, und sich erst später in Gebäude unter Obdach zurückzogen; aber dieser Umstand ist wichtiger als er scheint. Im Freien hat der Mensch ein gewisses Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit, da der Himmel sich über Allen auf gleiche Weise wölbet, und die Natur weder Stand noch Rang kennt und unterscheidet. Das Enge der Gebäulichkeiten beengt die Brust und ihr vornehmes Aussehen schüchtert den gemeinen Mann

ein, der daran nicht gewöhnt ist. Auch bewegt ein Geistlicher in der Kirche, ein Hofmann und Edler im Palaste sich zwangloser und heimischer, fast wie auf eignem Boden. Die Erfahrung zeigt, daß die Freiheit und Gerechtigkeit abnahm, wie Berathung und Urtheil sich unter Dach und Fach und endlich hinter verschlossene Thüren zurückzogen.

Die Gesandten des Kaisers waren von zweifacher Art, indem sie entweder die Justiz und Polizei, oder die königlichen Güter und Einkünfte zu verwalten hatten. Da keine gezwungene Abgaben an den Staat entrichtet wurden, und es für niedrig und unedel galt, Person und Eigenthum zu besteuern, so mußten die Könige von dem Ertrage ihrer Grundstücke leben, und die Bedürfnisse des Staatshaushalts durch die Kron- und Kammergüter bestritten werden. Sonst hob der Kaiser auch Geschenke, die ihm bewilligt worden, zog die Strafgelder und Confiscationen ein, hob die Zölle und war noch im Besitze anderer Regalien. Eine Grund- und Personensteuer gab es für Freie nicht. Jene war durch die Heerbannspflicht ersetzt, die ihnen den Kriegsdienst, auf eigne Kosten, auferlegte. Das Land und ihr Eigenthum schützten sie selbst gegen den auswärtigen Feind, und hatten also dafür nicht zu steuern. Eine

Abgabe von der Person hätten sie für ein Zeichen der Sklaverei gehalten. Da aber der Kriegsdienst später der Beruf eines besondern Standes ward, belegte man das Grundeigenthum, dessen Besitzer nicht die Waffen trugen, mit einer Steuer. Adel und Geistliche steuerten für ihre Güter nicht, sie hatten also gegen die Last der Abgaben auch wenig einzuwenden. Es muß darin endlich ziemlich weit gekommen seyn, weil schon Kirchenversammlungen im zwölften Jahrhundert gegen die willkürliche Anlegung und Erhöhung von Steuern eiferten, die sich Fürsten erlaubten. Auch Friedrich II. gab dagegen ein Gesetz. Die Leistungen in Natur oder in Person mögen häufiger, wohl auch drückender, als die Abgaben in Geld gewesen seyn. Die Lieferungen an das königliche Hoflager, die Einlagerung geistlicher und weltlicher Beamten und die Frohnen aller Art gaben oft Anlaß zu Beschwerden. Kopfsteuer bezahlten nur Bauern und Leibeigene. Mit Grund verhaßt waren die Abgaben zur todten Hand, das Besthaupt, die bei Todesfällen, oder für die Erlaubniß zu heirathen, bezahlt werden mußten. Auch die Verbrauchssteuer lernte man schon kennen, und dehnte sie bald auf die dringendsten Bedürfnisse des Lebens aus; doch war sie gewöhnlich den Gemein-

den überlassen, die sie zu eignen Zwecken verwendeten. Auch von ihr suchten der Adel und die Geistlichkeit sich frei zu halten. Die Abgaben und Lasten der Unfreien waren ungemessen. Die Besiegten, denen man Grundeigenthum gelassen, bezahlten eine gewisse Abgabe davon, so wie sie für das Geschenk ihres Lebens ein Kopfgeld zu entrichten pflegten. Auch Weg- und Brückengeld wurde erhoben, um die Kosten des Baues und der Unterhaltung derselben zu bestreiten. Geschenke wurden, nach Jedes Vermögen, in dringender Verlegenheit verlangt und gegeben. Doch ward die anfangs freiwillige Gabe später, als Bede, eine ständige Steuer. Wie der König von seinen Domainen, so lebten die Großen von ihren Gütern, die sie als erbliches Eigenthum, Allodien, besaßen, oder zu Lehen trugen. Da jeder freie Franke, oder Wehre, zum Heerbanne verpflichtet war, und sich in dem Kriege selbst verköstigte, so fielen die stärksten Ausgaben nicht der Gemeinheit, sondern den Einzelnen zur Last. Der Freie diente im Krieg, hatte aber auch allein politische Rechte, stimmte in den Reichs- und Provinzialversammlungen, saß als Schöffe mit zu Gericht, und ward nach Gesetzen gerichtet, zu denen er gestimmt. Ein großer Vorzug, der jetzt in Deutschland kaum

mehr begriffen wird, war es, daß der Beklagte unter den Richtern Leute seines Standes sah. Man erkennt unter uns diesen Vortheil so wenig, daß bei dem langen und unentschiedenen Streite über Geschworne nie recht verstanden ward, was das heißt, von seines Gleichen gerichtet werden, so sehr ist der rein menschliche Sinn in dem Zunftgeiste untergegangen! Mit dem Rechte stand es überhaupt nicht ganz übel, so lange Schöffen, freie Grundbesitzer, aus dem Kern der Nation hervorgegangen, mit des Landes Bedürfnissen, dem Charakter und den Wünschen seiner Bewohner vertraut, nicht nur zu Gerichte saßen, und das Recht finden halfen, sondern auch über die Gesetze zu Rathe gezogen wurden, die das Volk regierten. War das Gesetz auch kein geschriebenes, oder von Gelehrten, die den Menschen oft weniger als die Wissenschaft kennen und achten, vielseitig geprüftes und vielseitig berathenes, vielmehr ein Gewohnheitsrecht, das aus einem natürlichen Gefühle entsprungen, auch wieder verständlich zu ihm spricht, das Allen bekannt und achtungswerth, wie die Sitte der Väter, von diesen auf die Kinder als ein heiliges Vermächtniß überging, dann mochte es seiner Bestimmung mehr entsprechen, als wissenschaftliche Zunftgenossen, die in

dem Gewerbe nur Zünftigen eine Stimme lassen, gern zugestehen. Wenn über die einfache Rechtspflege jener Zeit jetzt Mancher vornehm lächelt, dann bedenkt oder weiß er nicht, wie der Geschichtschreiber des Fehmgerichts Westphalen, Herr Wiegand, mit Recht bemerkt, „daß im ganzen Mittelalter nie das Recht dem Volke so ein Geheimniß war, als in der spätern Zeit, wo es sich, ihm ein Räthsel, langsam, still und schaurig, durch dicke Actenstöße zog.“

Die Gestaltung des Staates und die Anordnung der verschiedenen Gewalten in demselben ist nicht gerade von Karl dem Großen ausgegangen, sondern die wesentlichen Grundzüge fand er vor, und sie schreiben sich großentheils von Clodowig, dem eigentlichen Stifter der fränkischen Monarchie, her. Karl indessen hat das Verdienst, die zerstreuten und nicht einträchtigen Theile zu einem Ganzen geordnet, das Fehlerhafte verbessert und das Mangelhafte ergänzt zu haben. Er fügte alles so nach seinem Geiste, verschmolz das Widerstrebende, entfernte das Unpassende, und brachte die verschiedenen Bestandttheile des Reichs in ein so richtiges Gleichgewicht, daß er für den Schöpfer desselben gelten kann. Wir haben allerdings keine genaue Kenntniß des

Einflusses und der gegenseitigen Zusammenwirkung der verschiedenen Behörden. Es besteht keine geschriebene Verfassung, wie wir sie jetzt mit fertiger Hand entwerfen; auch dachte kein Schriftsteller dieser merkwürdigen Vorzeit daran, ein Staatsrecht derselben aufzustellen. Man muß sich das Bild der Verfassung nach den zerstreuten Zügen selbst gestalten, und diese aus den Gesetzen, Capitularien und Geschichtschreibern zusammentragen, und oft sogar durch wahrscheinliche Vermuthungen ergänzen. Auch darf man nicht vergessen, daß in dieser Zeit, wo Sprache und Schrift nicht sehr ausgebildet und diese wenig in Uebung war, die That über das Wort ging und der Gebrauch mehr Macht hatte als der Buchstabe. Nichts war durch Satzungen, Vorschriften und Uebereinkommen so genau bestimmt, so streng geschieden und begrenzt, wie in der Zeit der Hinterlist, des Betrugs und der durch sie gewitzigten Vorsicht; darum entschied auch die Persönlichkeit eines Mannes so viel, weil seinem Einflusse weder eine abgerundete Ordnung der Dinge, noch das sophistische Kunstgerede einer selbstgefälligen Vielwisserei entgegentrat. So viel aber ergibt sich, bei aller Unsicherheit geschriebener Quellen, und steht fest, daß Karl die königliche Macht, als die Seele des Staa-

tes, über jede eifersüchtige Nebenbuhlerschaft der Großen erhoben, und die aristokratische Anarchie und Vielherrschaft niedergehalten hat. Alle Gewalt, deren Zusammenwirken mit der fürstlichen nöthig war, erhielt von dieser Leben und Richtung, die weltliche sowohl als die geistliche, die des römischen Stuhls nicht ausgenommen. Die Gesetzgebung stand nicht in des Machthabers Willkür, wie das in keinem wohlgeordneten Staate seyn soll, sondern die Nation wurde bei den Gesetzen, die sie regierten, um ihre Zustimmung gefragt. Die Nation aber bildeten die Großen, der Adel, der in Diensten stand, oder unabhängig auf seinen Gütern lebte (Dynasten), und die freien Leute. In regelmäßigen Versammlungen wurden die wichtigsten Angelegenheiten der Nation vor ihren Nationalverein gebracht und entschieden. Doch hatte die königliche Macht, wie das in der Natur der Sache lag, den Vortrag und somit auch die vorläufige Ausarbeitung, demnach nicht nur Antheil an der Gesetzgebung, sondern auch einen überwiegenden Einfluß, wenn Einsicht, Kraft und Klugheit auf ihrer Seite waren. Die vollziehende Gewalt lag mit Recht in des Königs Hand, wenn sie nur die Festigkeit besaß, sie, wie es sich gehört, festzuhalten und zu üben. Die Vollziehungsbeamten standen einzig unter ihm, von dem sie ihre

Vollmacht hatten. Um das Land gegen Beamtenwillkür zu sichern, diesen Paschendespotism, der wie Proteus in hundert Gestalten das Volk quält, und doch so schwer zu erkennen und zu fassen ist, waren, wie gesagt, die Abgeordneten oder Sendgrafen eingeführt, welche die Landesversammlungen hielten, die Amtsführung der Angestellten prüften und die Klagen gegen sie vernahmen; eine treffliche Anstalt, die aber auch mit dem königlichen Ansehen, auf dem sie allein beruhete, von dem ihr eignes Ansehen abhing, unterging. Sehr weislich wurden zu solchen Abgesandten Männer von Würde und Einfluß ernannt, die weder durch Interesse noch Stellung versucht werden konnten, sich zu Mitschuldigen der Beamten zu erniedrigen. In diesen Provinzialversammlungen wurden auch die Angelegenheiten der Provinz erörtert und berathen, und wenn sie mit der allgemeinen Reichsverfügung nicht im Widerspruche standen, beschlossen. So war der Localeinsicht und dem Localinteresse ein Einfluß auf Localangelegenheiten gegeben, der ihnen mit Recht gebührt, und den auch nur sie mit dem nöthigen Eifer und der gehörigen Sachkenntniß üben können, womit Jeder gern das Seinige besorgt. Centralstellen stehen dem Einzelnen, Gemeinheitlichen und

allem Oertlichen zu fern, als daß sie es nach Verdienst beachten könnten, oder auch nur wollten. Jedes Verwaltungssystem, das alles Beschließen und Verfügen den obern Stellen vorbehält, wie es die herrschende Neigung jeder Staatsverwaltung ist, entzieht den äußern Gliedern Bewegung und Leben, um die innern damit zu ermüden und zu überfüllen, schwächt so, wo es stärken möchte, und endet damit, daß es den Staat zu einer Maschine macht, die still steht, oder bricht, wenn der Künstler, der sie zu behandeln hat, die Hand von ihr wegzieht, oder eine fremde sie feindselig berührt. Alles Centralisiren dessen, was persönlich und örtlich der Einsicht und dem Eifer der Betheiligten anheimgegeben werden kann, führt, bei dem besten Willen der Centralstellen, zur Tyrannei und ihren unseligen Folgen Alles Localisiren des Allgemeinen, das nur von einem höhern Standpunkte aus zu übersehen ist, führt zu Spaltung und Anarchie. Wer zwischen den beiden verderblichen Aeußersten die rechte Mitte, besonders in größeren Staaten, findet, der beweiset seine Meisterschaft in der Gesetzgebung und Politik. In dieser Hinsicht verdient Karl alles Lob. Von der Art, den Stellen und Personen, wie und durch welche die richterliche Gewalt geübt ward, haben

wir schon oben gesprochen. Man findet hier und in den Gesetzen oft eine Achtung vor der persönlichen Freiheit, so zart und schonend, wie sie unsere philosophisch-philanthropische Zeit selten gekannt hat. Der frühere Gebrauch, die Vergehen mit Geld zu büßen, und zwar immer schwerer nach dem Stande der Person, die sie begangen, ein Gebrauch, der sich besonders bei den Sachsen lange erhalten hat, verlor sich mehr und mehr. Aber an Leib, Leben und Freiheit konnten doch nur höhere Gerichte, und nur in seltenen Fällen strafen. Es ist ein Grundzug in dem Charakter der Germanen, daß ihnen Ehre und Freiheit über alles ging. So duldeten sie schon in den ältesten Zeiten körperliche Züchtigung nur von den Priestern, die sie im Namen des Himmels verfügten; von Menschen, ihresgleichen, war sie ihnen unerträglich. Es gibt zu Betrachtungen Stoff, daß eine durchaus kräftige und kriegerische Nation sich am liebsten von den Schwächsten und Friedfertigsten unter sich, den Frauen und Priestern, leiten ließ.

Die Verfassung, wie sie unter Karl sich am vollkommensten ausgebildet hatte, beruhete übrigens, wie das mit jeder guten Anordnung seyn sollte, und bei noch rohen Völkern gewöhnlich ist, weniger auf

dem Buchstaben, als auf lebendigen Verhältnissen, auf Sitte, allgemeiner Ansicht, Glauben, Gewohnheit und Vermögensstande. Karl aber war über seiner Zeit und über seinen Völkern, darum traf er auch Anstalten, sie über sich selbst zu erheben, durch weisere Gesetze, Gesittung und Unterricht. Hätte ihm mehr als ein Menschenleben werden können, oder wäre sein Nachfolger ihm gleich gewesen, dann würde das Gepräge dieses schaffenden Geistes auf sein Jahrhundert tief genug gewesen seyn, um sich länger zu erhalten. Aber ihm sank bald sein gewaltiges Werk in das Grab nach. So ist es gewöhnlich mit den großen Regenten; da sie alles auf ihre Persönlichkeit stellen, so fällt es auch mit ihr zusammen. Da sie selbst die Verfassung sind — denn keine bestehende wird sich unter ihnen erhalten, die sie als eine beengende Form zersprengen — so hinterlassen sie den Staat, auf eine gewisse Art, verfassungslos; denn der Nachfolger vermag die Bürde nicht zu tragen, die er von den starken Schultern des Vorgängers übernehmen soll. So ging es mit dem Reiche Karl's, das seinen Schöpfer nur wenig überlebte. Ueberhaupt ist bei aller Anordnung der lebendige Mensch mehr als der Buchstabe und das Wort, denen er erst Leben und Bedeutung

gibt. Gesetz, Regel und Herkommen führen wohl gewöhnliche Menschen in gewöhnlichen Zeiten ganz sicher und ruhig; aber unter außerordentlichen Verhältnissen und bei ungewöhnlichen Menschen hört auch der gewöhnliche Gang der Dinge auf. Dieselben Ursachen scheinen nicht mehr dieselben Wirkungen zu haben, und der Erfolg wird oft zum Gegentheil von dem, was sich unter ähnlichen Umständen ereignet hat. In schwierigen Lagen und mit solchen Menschen hat selbst die Natur zu einer Art von Dictatur ermächtigt. Alles Große geht über das gewöhnliche Maß, und das Außerordentliche muß außer der Ordnung seyn. Solche Epochen kommen in der Geschichte vor, wenn seltene Gefahren seltene Anstrengungen und Kräfte fordern. Sie sind entscheidend und folgereich, wenn gerade die rechte Zeit den rechten Menschen findet. So stehen Cäsar, Karl, Gregor VII., Alfred und Napoleon in der Geschichte. Doch zeigt sich eine solche Erscheinung gleich einer gewaltsamen Anstrengung, welche die Welt nicht lange aushält, in der, wie man glauben möchte, die Dinge mehr auf die Mittelmäßigkeit berechnet sind.

In dem Charakter eines Volkes gibt es, wie in dem von Individuen, gewisse Grundzüge, die sich bei allem Wechsel erhalten, und durch ihre Ge-

schichte, als ein einigendes zusammenhaltendes Band, immer mehr oder weniger, fortgehen, mit Mühe verwischt, doch wieder zum Vorschein kommen, und, so zu sagen, ihre eigenthümliche Physiognomie bilden. Bei den Germanen war es Gebrauch, daß außer dem Kriege, den die Nation führte, wozu der Heerbann aufgeboten ward, Tapfere zu müßiger Zeit Streifereien in feindliches Gebiet machten. Kündigte ein entschlossener Krieger von Ansehen eine solche Absicht an, dann folgten ihm Gleichgesinnte, die Vertrauen zu ihm hatten. Der Verein, durch einen zufälligen, vorübergehenden Zweck entstanden, erneuerte sich bei gleicher Veranlassung, befestigte sich durch Wiederholung, und ward dauernd durch Gewohnheit und Interesse. Gleiche Begierde nach Beute und Ruhm beseelte den Anführer und sein Gefolge, und jener strebte eine zahlreiche Schaar solcher Theilnehmer um sich zu haben, und durch Geschenke und Auszeichnung an seine Person zu fesseln. Das gab ihm Ansehen und Macht. Der Fürst oder König selbst hatte, von Rechtswegen, ein zahlreiches Gefolge von Edlen, die im Frieden ihm zur Auszeichnung, im Kriege zu Schutz und Bedeckung folgten. Ihm aber lag es ob, die, so zu seinen Diensten lebten, zu verköstigen und zu erhalten.

Da die Germanen sich fremder Länder bemächtigten und sie besetzten, geschah die Theilung der gemachten Beute nach der hergebrachten Regel. Jemehr ein Krieger zur glücklichen Entscheidung beigetragen hatte, je zahlreicher sein Gefolge gewesen, desto bedeutender war der Landstrich, der ihm zufiel. Jedem ward sein Antheil, sein Loos (Allodium), nach seinem Ansehen und der Stärke seines Geleites, mit dem er den überwiesenen Landstrich zu theilen hatte. Was Jedem auf diese Weise zufiel, war sein Eigenthum, sein Erbtheil. Dem Könige kam, des höchsten Ranges und zahlreichsten Gefolges wegen, der größte Antheil zu, und er war in der Regel der größte Grundbesitzer. Dieses Eigenthum pflegten nun die Könige und ersten Edelleute, die ein Gefolge hatten, wieder theilweise an diejenigen abzugeben, deren geleistete Dienste sie belohnen, oder die sie zu neuen verpflichten wollten. Der Beschenkte erhielt das Grundstück als freies Gut, doch unter der Bedingung der Dienstpflicht gegen den, der es ihm gegeben hatte. Dieser bedingte Besitz hieß Lehen, der sich von dem Eigenthum, Allodialgut, dadurch unterschied, daß der Besitzer nur von jenem die Benutzung hatte, und der Verleiher es wieder an sich ziehen konnte, wenn er mit der Dienstleistung des Beschenkten nicht zufrie-

den war. Ueber sein Allodialgut verfügte dagegen der Eigenthümer nach Gefallen, und er war auf ihm ein so freier Herr, wie der König auf dem seinigen. Die Lehen waren anfangs gewöhnlich auf Lebenszeit gegeben, und fielen mit dem Tode des Nutznießers wieder dem Geber heim. Eine bestimmte, stehende Verpflichtung des Belehnten war die Heeresfolge. Dieses sonderbare Verhältniß der Vasallen zu dem Lehnsherrn gab einem neuen Rechte sein Daseyn, das Lehnrecht genannt, welches in der Rechtswissenschaft eine so große Rolle spielte. Das Land war mit Herren übersäet, die als freie Gutsbesitzer, als Dynasten, oder als Vasallen auf ihren Besitzungen wie Regenten schalteten. Diese aristokratische Vielherrschaft unter einem Oberhaupte, das es mehr dem Namen als der That nach ist, gehört zu den schlechtesten aller Regierungen. Sie drückt den Unterthan mit den Lasten und Leistungen, die jeder Staat als nöthige Opfer fordert, hat außerdem noch ihre eigenthümlichen Plackereien, ohne für alle diese Abgaben und Bedrückungen durch den Stolz einer Nationalselbstständigkeit, durch äußere Macht und Achtung zu entschädigen. Solche Staaten sind im Innern zerrüttet und gegen Außen ohne Kraft. Ueber ein Jahrtausend hat Deutschland sich

2**

in diesem Zustande fortgeschleppt, mit allen Anlagen blühend im Wohlstande, mächtig und geachtet zu seyn, immer in sich getheilt und schwach, das Spielzeug der fremden Politik, der Lagerplatz und das Schlachtfeld fremder Heere, die Entschädigungsmasse für den Frieden, bis es im langen Kampfe zwischen Leben und Tod durch die Gnade eines Feindes verschied, der es eines bessern Looses würdig hielt, aber nicht Großmuth genug besaß, es ihm zu geben. Polen, das die aristokratische Anarchie noch weiter trieb, mußte noch früher und elender untergehen. Eine solche aristokratische Vielherrschaft, die nur dem Namen nach und zum Schein einen König hat, vereinigt alle Qualen der despotischen Willkür mit denen der gesetzlosen Auflösung. Die aristokratische Einherrschaft dagegen bietet oft große Vortheile dar, wie wir das im alten Rom, im neuern Genua und Venedig und im neuen Bern gesehen haben. Die Könige befanden sich in der glücklichen Lage, ihre Getreuen für geleistete Dienste belohnen, oder zu neuen Leistungen aufmuntern zu können, weil ihnen die bedeutendsten Allodien zu Theil geworden waren. Auch sahen sie sich in die unglückliche Lage gesetzt, es thun zu müssen.

In einem Wahlreich, und wo über die Ange=

legenheiten des Staates, wenn er nicht von zu großem Umfange und das Volk noch unverdorben ist, mit Vortheil in Nationalversammlungen, minder vortheilhaft durch Stellvertreter, fast immer verderblich durch einen begünstigten Stand berathen und entschieden wird, muß der Regent, der nicht mit seiner Person bezahlen kann, mit seinem Gute bezahlen. Da der König der Deutschen auf den März- und Maifeldern und bei den Reichstagen nur den Vorsitz und den Vortrag hatte, so brauchte er Freunde und Dienstwillige, um seine Entwürfe durchzusetzen. Nur zu oft war er gezwungen, den Beistand und die Stimmen in wichtigen Angelegenheiten zu kaufen. Der Preis, den er zu bieten hatte, bestand in den Kron- und Kammergütern, königlichen Rechten und Gefällen, die erst als Lehen auf Lebenszeit, und später sogar erblich vergeben, oder auch ohne allen Vorbehalt verschenkt wurden.

Eigentlich, scheint es, sollten nur die Könige Lehensleute haben können; da aber, nach deutscher Einrichtung und Verfassung, jeder begüterte Edle sich auf seinem Eigenthum für einen König hielt, auch sich gern königlich benahm, so mochte er gern thun, was nur dem Könige gestattet war. Wenigstens verfügte schon ein Capitular Karl's des Gro-

ßen, von Düren (779), daß der Eid der Treue einzig dem Könige zu leisten sey. Durch diese Verfügung wird vorausgesetzt, daß auch Anderen der Eid der Treue geleistet worden, weil man, was nicht geschieht, vernünftiger Weise nicht verbietet. Dieser Eid kann aber nur von den Vasallen dem Lehnsherrn geschworen worden seyn, und die Großen, Dynasten und Grafen hatten ohne Zweifel, wie das später gebräuchlich war, schon damals von ihrem Gute zu Lehen gegeben.

Natürlich besitzt man gern unbedingt, was nur unter Bedingungen verliehen ist, und möchte über das nach Gefallen schalten, was man mit einem gewissen Vorbehalt benutzt. Eben so natürlich ist es, daß man sein Vermögen und seinen Einfluß gern auf seine Kinder übergehen sieht. Wer gibt leicht einen Besitz oder einen Vortheil auf, wenn er ihn behaupten kann? Es läßt sich erklären, daß die Großen ihr Gefolge und ihren Anhang durch die Vergebung von Lehen, wie die Könige, zu erhalten und zu vermehren suchten, und daß die Lehensleute darauf dachten, ihre Lehen, und die Bediensteten ihren Dienst bei ihrer Familie erblich zu machen. Folgten doch die Könige demselben Zuge, und strebten nach der Unabhängigkeit von dem Nationalwil-

len und dem Einflusse der Großen, wie auch nach der Erblichkeit der Krone, die sie gewöhnlich schon bei ihrem Leben, ihren Kindern zusichern ließen. Auf beiden Seiten nährte man denselben Wunsch, befolgte dasselbe Streben, und es kam nur darauf an, wer von den Umständen am meisten begünstigt ward, und an Geschick, List, Klugheit und Macht den Andern übertraf. In diesem Kampfe, in dem die Natur der Dinge, die gewöhnlich am Ende Recht behält, bei der vorherrschenden aristokratischen Gestaltung des Reichs für die Großen war, mußte die Persönlichkeit der Könige gar viel entscheiden; auch entschied sie viel, und unter Männern von Einsicht und Kraft, wie unter Karl, den Ottonen und drei Heinrichen, siegte die Oberherrlichkeit, des Herrschers Majestät. Aber Personen gehen vorüber, und Fähige wechseln mit Unfähigen, da die Natur der Dinge beständig, wenn auch langsam und im Stillen wirkt. Daß die meisten Könige der Deutschen Muth und Beharrlichkeit besaßen, einige selbst hohe Tugenden mit ausgezeichneten Talenten verbanden, das verzögerte den Sieg des Adels und schien manchmal selbst den der Monarchie zu entscheiden. Mit gewaltiger Anstrengung und Kraft hatten Karl der Große, die Ottonen und ersten

Heinriche, Konrad II. die Macht und das Ansehen des Throns wiederhergestellt und behauptet; aber unter schwachen Nachfolgern, wie Ludwig der Fromme und Heinrich IV. waren, ging die Frucht aller Bemühungen einer langen, weisen Herrschaft verloren. Heinrich IV., unter dem das Glück der Hohenstaufen die höchste Stufe erreicht hatte, stand sogar auf dem Punkte, das deutsche Königthum in seinem Hause erblich zu machen. Schon hatte er den Papst und die bei weitem größere Mehrzahl der Reichsfürsten für seinen Entwurf gewonnen, als er unerwartet an der Staatskunst eines Erzbischofs und dem Hasse der Sachsen scheiterte. Jetzt sank das Geschlecht der Hohenstaufen noch schneller seinem bedauernswürdigen Fall entgegen, als es zu seiner Größe emporgestiegen war.

So verlängerten in Deutschland die Vorzüge seiner Regenten einen unseligen Zustand, der in Frankreich durch die Armseligkeit seiner Könige, die man nur nach ihren Mängeln und Gebrechen, wie den Kahlen, den Dicken, den Stammler, den Einfältigen und den Faulen benannte und unterschied, noch unseliger für die aristokratische Anarchie entschieden war. Hätte Deutschland damals einen Ludwig XI. und Richelieu gehabt, wie sie Frank-

reich später hatte, vielleicht wäre ihm durch sie eine feste Monarchie gegeben und erhalten worden, wie sie Frankreich dieselbe gewannen und sicherten. Aber Männer vom Schlage, wie jener König und der Cardinal, konnte Deutschland, wenn vielleicht auch zu seinem Unglück, doch zu seiner Ehre nicht haben; es war dazu, wie seine Feinde von ihm sagen, zu einfältig, wie man aber wohl mit mehr Wahrheit sagen könnte, zu ehrlich, was bei der gewissenlosen Verschlagenheit mit Dumm gleichbedeutend ist.

Die ursprüngliche Einrichtung der Germanen, die sie auch in der Art beibehalten, wie sie sich später in den eroberten Ländern einrichteten und ihren Staatshaushalt daselbst gestalteten, neigte offenbar zu aristokratischer Vielherrschaft, die sich auch ganz natürlich aus ihr entwickelt hat. In allen Staaten, die diese Nation gegründet, sehen wir dieselbe Erscheinung. Deutschland wäre vielleicht am früheſten zur Einheit und einer monarchischen Form gelangt, weil die meisten seiner Regenten, von Karl dem Großen an bis zum dreizehnten Jahrhundert, wo unsere Betrachtungen enden, sich durch Geistesanlagen und Charakterstärke ausgezeichnet haben. Aber zwei Umstände waren diesem Erfolge besonders entgegen, das Kaiserthum und die Herrschaft, welche

die Kaiser in Italien behaupten wollten. Das Kaiserthum des Abendlandes war durch Karl wieder aufgerichtet worden, mehr zum Schutze des Papstes, der noch des Beistandes der fränkischen Könige, zu seiner eignen Erhaltung und Sicherheit, bedurfte, als zum Vortheil der Monarchie, und mehr zum Glanze der Kaiser als zu ihrer wirklichen Macht. Da die Päpste groß geworden waren, und die kaiserliche Schutzherrschaft mehr fürchteten als suchten, boten sie alle Kraft auf, um dieselbe aus ihrer Nähe zu entfernen, und, da die geistliche Macht der weltlichen als Nebenbuhlerin entgegentrat, gänzlich zu zerstören. Die Kaiser dagegen setzten ihre Ehre darein, sich in der Schutzherrschaft der Kirche und dem Besitze der italienischen Länder zu behaupten. So hatten sie ewig mit dem römischen Stuhle, der ihnen fast allen ohne Ausnahme so verderblich geworden ist, mit den Italienern, die der Papst gegen die verhaßte fremde Herrschaft gebrauchte, gegen den Nationalcharakter des Volks, der wie der italienische Himmel den Deutschen feindselig war, zu kämpfen. Die deutschen Könige haben auf diesem verrätherischen Boden mehr edles und treues Blut vergossen, um eine unsichere Herrschaft in der Fremde zu begründen, als vielleicht nöthig gewesen wäre, um

ihre Macht in Deutschland dauernd zu befestigen. „Sie gleichen darin," bemerkt schon ein früherer Geschichtschreiber, „dem Hunde in der Fabel, der mit einem Stück Fleisch durch das Wasser schwamm, in welchem er dessen Schatten sah, und als er nach diesem haschte, das Fleisch selbst verlor." Das Streben nach der doppelten Herrschaft hat ihnen jede einfache hier und dort gekostet.

In Deutschland selbst arbeiteten die höheren Edlen und Großen so thätig an der Erweiterung und Befestigung ihrer eigenen Macht, die sich nur zum Nachtheile der königlichen vergrößerte, daß es der fremden Mitwirkung kaum bedurfte, um sie endlich zu vernichten. Schon Ludwig der Fromme gab den Forderungen mancher Vasallen nach, indem er ihre Lehen erblich machte, und stellte einzelne Herzogthümer wieder her, die sein großer Vater, aus Mißtrauen gegen ihre zu mächtigen Besitzer, klug getheilt hatte. Später ging es immer auf demselben Wege fort, und alle Großen wetteiferten, die königliche Würde zu entkleiden, um sich in den geraubten Schmuck zu theilen. Die Großen und Mächtigen, die keinen Herrn wollten, und wenn sie sich der kaiserlichen Gewalt entzogen, auch keinen hatten, boten alles zur Vernichtung derselben auf.

Die Mindermächtigen dagegen, denen ein Herr in der Ferne lieber war, als in der Nähe, zogen die Unterwerfung unter Kaiser und Reich der unter ihren Landesfürsten vor. Was keine Hoffnung hatte, zur Landeshoheit zu gelangen, wäre gern der alten Verfassung treu geblieben, wenn auch Wenige den Muth besaßen, die Sprache der schwäbischen Vasallen zu führen. Diese erklärten nämlich dem Herzoge Ernst, der sie für sein Interesse zu gewinnen suchte, mit großer Freimüthigkeit: „Wären wir Sklaven unsers Königs und Kaisers, und von diesem Eurer Gewalt überliefert, dann stände es uns nicht zu, von Euch uns loszusagen. Da wir nun aber freie Männer sind, und zum höchsten Beschützer unserer Freiheit gerade den König und Kaiser haben, so würden wir, verließen wir ihn, die Freiheit verlieren, die ein Tüchtiger, wie Jemand sagt, nur mit dem Leben aufgibt. Da es sich nun so verhält, so sind wir Willens, Euch in allem zu willfahren, was Ihr Ehrbares und Rechtes von uns verlangen mögt; ist aber dem entgegen, was Ihr verlangt, dann kehren wir unbedenklich wieder dahin zurück, woher wir bedingungsweise zu Euch gekommen sind.“ Es müßte eine sehr böse Zeit seyn, in der die Freiheit und das Recht nicht Fürsprecher und Vertheidiger fän-

den; aber wo die Natur der Dinge und die Stimmung der Gemüther sie nicht begünstigt, da bleibt ihnen nur eine ehrenvolle Niederlage. Die Könige gaben so lange sie hatten, um sich Freunde zu kaufen, Feinde zu versöhnen und Mißvergnügte zu beruhigen. Solche Freigebigkeit aber, die sich Dankbare verpflichten will, ist eine schlechte Politik; da sie nur Clienten hat, wenn sie geben kann, so zerstört sie, indem sie gibt, ihr eignes Werk; sie bauet, um mich bildlich auszudrücken, indem sie die Fundamente zu dem Bau verwendet. Durch solche Mittel fristet der Herrscher sein Daseyn nur auf Kosten der Herrschaft, und der König zerstört, um sich zu erhalten, das Königthum. Alle Wirthschaft, bei der man von der Hand zum Munde lebt, nimmt ein schlimmes Ende. Soll aber der Morgen gar noch für Heute steuern, wer bürgt dann dafür, daß der Morgen nicht in noch größeren Nöthen seyn werde, als das Heute selbst? Macht wird übrigens nur durch Macht erhalten, und keine, die weder hoffen noch fürchten läßt, darf auf sogenannte Freunde zählen. Dankbarkeit ist unter gewöhnlichen Menschen ein loses Band. Die Wohlthat verletzt, indem sie rettet, da sie den Hülfsbedürftigen an seine Noth und Abhängigkeit erinnert. Gewöhnlich schlägt auch die Eigenliebe des Empfängers das eigne

Verdienst höher, und den Werth der Gabe tiefer an, als der Geber, wodurch auf die Dauer kein gutes Vernehmen begründet wird.

Die Regierung Karl's des Großen und andere glückliche Umstände hatten für das Ansehen der monarchischen Gewalt und seines Geschlechtes so vortheilhaft gewirkt, daß seine Nachkommen ihm ununterbrochen auf dem Throne folgten, als sey er nach den Staatsgrundgesetzen erblich gewesen. Man hielt sich so gewissenhaft an seinen Stamm, daß man selbst natürliche Kinder folgen ließ, da eheliche fehlten. Dann aber verband sich Alles zur Herabwürdigung des Königthums; die Geistlichkeit, die sich nach und nach von der weltlichen Macht unabhängig zu machen wußte; die Anmaßung der Großen, die ihre Lehen, und endlich selbst die Reichsämter dem Einflusse der Krone immer mehr entzogen, um sie ihren Familien als Eigenthum zuzuwenden. In diesem Streben begünstigte sie die oft bedenkliche Lage ihrer Könige, in die sie durch innere Spaltung und äußere Kriege kamen, wo sie des Beistandes der Mächtigen bedurften. Der Ungehorsam der Kinder, der öfter bis zum Kriege gegen ihre Monarchen und Väter ging — schon der schwache Ludwig ward zweimal von seinem Sohne abgesetzt — die Gegen-

kaiser, welche die innere Theilung und Unordnung, von den eifersüchtigen Fremden genährt, hervorrief, vermehrten die Verlegenheit und drangen dem, der sich erhalten wollte, beständig neue Opfer ab. Der Zug der aristokratischen Anarchie lag, wie gesagt, in der frühesten Gestaltung des germanischen Staatswesens. In seinem Ursprunge war es ein Keim, der aber zu seiner Entwickelung nur der Zeit bedurfte. Große Könige setzten sich mit Erfolg dem Sinken ihrer Macht entgegen, die in der des hohen Adels immer tiefer unterging. Die steigende Flut trieben sie durch einen mächtigen Damm zurück, den ihre Regierung bildete. Mit ihrem Tode aber fiel der Damm, und die strömenden Gewässer brachen mit neuer Gewalt hervor. Otto II. und III., Konrad II. und Heinrich III. bedienten sich des klugen Mittels, die Herzogthümer an Verwandte ihres Hauses zu vergeben, auf deren Treue sie sich mehr verlassen konnten, weil die Begünstigten, wie sie meinten, ein Interesse mit dem regierenden Geschlechte hatten. Aber dieses Mittel war nur Männern erlaubt, die den Gehorsam zu gebieten wußten, und ihn nicht zu kaufen genöthigt waren. Dann ist in Staatssachen, wie überhaupt in Angelegenheiten, wo es große Interessen gilt, die Stimme der Natur

gewöhnlich schwächer, als die des Eigennutzes, der dort noch den Vortheil hat, sich hinter der Maske des öffentlichen Wohls zu verbergen. Die Bande der Verwandtschaft sind selten stark genug gegen die Versuchungen des Ehrgeizes und der Herrschbegierde.

Mit dem dreizehnten Jahrhunderte nahete sich der Kampf zwischen der königlichen Macht und den Großen seinem Ende. Was bisher ein Gegenstand des Streits gewesen war, fand gesetzliche Anerkennung; der Mißbrauch ward als Gebrauch, die Anmaßung als Recht geheiligt. „Friedrich II. gab zu (1220), daß kein kaiserlicher Beamter in einer bischöflichen Stadt einiges Recht üben, sondern ihr Fürst sich in ihr der völligen Macht zu erfreuen haben solle.“ Der persönlichen Gegenwart bei der Wahl eines Bischofs hatte schon Lothar II. (1125) entsagen müssen, „weil die Wahlfreiheit der Kirche durch sie leiden könnte.“ Früher belehnte der Kaiser den gewählten Bischof, dessen Ernennung, wenn er es wollte, von ihm abhing, und der Papst hatte ihn zu bestätigen. Nach und nach ward es eingeführt, daß der Papst den Gewählten bestätigte, und der Kaiser den Bestätigten zu belehnen hatte. Die weltlichen Stände hielten mit den geistlichen fast gleichen Schritt. Auch sie ließen sich von Fried-

rich II. eine Urkunde ausstellen, der zufolge „jeder Fürst alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten, nach der Gewohnheit seines Landes, in ruhiger Uebung haben solle, er möge damit belehnt seyn, oder es als Eigenthum besitzen.“ So ward die Landeshoheit der geistlichen und weltlichen Fürsten gesetzlich anerkannt. Doch muß man darum aus solchen gesetzlichen Anerkennungen nicht schließen, daß sie auch immer vollzogen worden seyen. Das Recht nach dem Worte und das Recht in der That war von jeher sehr verschieden, und es hing gar viel von der Persönlichkeit derer ab, welche die Verträge eingingen, deuteten und zu vollziehen hatten. Man darf es auch in dieser Zeit mit der diplomatischen Sprache nicht so genau und gewissenhaft nehmen. Es mochte ein bedrängter Fürst sich in der Verlegenheit zu einem Opfer ausdrücklich verstehen, das er, nach überstandener Verlegenheit, nicht zu bringen bei sich entschlossen war. In der Wahlcapitulation konnten dem, der nach der Kaiserwürde strebte, Zugeständnisse abgenöthigt werden, die er, zum Besitze gelangt, zu verwirklichen nicht die Absicht hatte. Solche Zusagen sah man als eine Brücke an, um über den Strom zu kommen, der den Weg vertrat; jenseits angelangt, warf man hinter sich die Brücke ab. Die zu gläu-

bigen Urkundenleser werden gar oft getäuscht, wenn sie Versicherungen und Verpflichtungen für Thatsachen nehmen. Es ist, als wenn nach Jahrhunderten Jemand aus unseren Verträgen schließen wollte, es habe in unserer Zeit zwischen den Staaten ununterbrochen das beste Einverständniß geherrscht, weil alle Friedensschlüsse mit dem Fundamental- und Capitalartikel beginnen: Es soll Friede und Freundschaft seyn auf ewige Zeiten. Und wie oft ist dieser Friedens- und Freundschaftsbund auf ewige Zeiten ein Waffenstillstand, dem man in der Ohnmacht sich unterwirft, um zu dessen Bruche nur Kraft zu sammeln? Der Zugeständnisse Lothar's und Friedrich's II. ungeachtet, die urkundlich bestätigt sind, zeigt die Geschichte nach ihnen manche Beispiele, die mit diesen Bewilligungen im Widerspruche stehen. Ein kräftiger Regent unterließ, wozu sich ein schwacher verpflichtet hatte, und der Starke that unbestritten, was man dem Kraftlosen untersagen durfte. Indessen sank die kaiserliche Macht darum nicht weniger immer tiefer, wenn auch einzelne Kaiser wieder die Ausübung von Rechten an sich zogen, die ihre Vorgänger aufgegeben hatten. Schon seit Lothar II. ward Deutschland förmlich als ein Wahlreich betrachtet; jetzt aber

sahen sich die sieben ersten Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, und die Herzoge der Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben als die alleinigen Inhaber des Wahlrechts an und schlossen die übrigen Fürsten davon aus. So wie nun die Gewalt der einzelnen Großen im Reiche stieg, sank die des Reichsoberhauptes. Es wurde diesem an Einfluß, Macht und Kammergut endlich so viel abgehandelt, daß ihm nicht einmal der Judenzins, der dem Kaiser von den im Reiche zerstreuten Bekennern des mosaischen Glaubens, die kaiserliche Kammerknechte hießen, entrichtet ward, ungeschmälert blieb. Auch gelang es dem Eigennutz und der Selbstsucht der wenigen Wahlfürsten bald, die kaiserliche Würde so herabzusetzen, daß nur noch Fremde sich ernstlich um sie bewarben, und sie auch für baares Geld erhielten, wie das mit Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien der Fall gewesen. So war die erste Würde der Christenheit wahrhaft ein glänzendes Elend geworden, mit idealem Ansehen, aber ohne wirkliche Macht. An sie knüpften sich noch große Erinnerungen und einige Hoffnungen; diese ließen sich aber mit den Mitteln, die das Reich dem Kaiser gab, nicht leicht verwirklichen.

Auch das Lehnwesen, das, in seiner Entwicke-

lung, zu dieser Veränderung so wesentlich beigetragen hatte, fand, wie alle Institutionen, die in dem Mittelalter geblüht, nicht weniger Bewunderung und Lob, als Mißbilligung und Tadel. Man ist auf beiden Seiten vielleicht zu weit gegangen, wie das gewöhnlich geschieht, wo sich Parteien einander gegenüberstehen. Alles kann in der Welt seinen Werth haben, zu seiner Zeit und an seiner Stelle; auch das Schlechte vermag der bessere Mensch zum Guten zu wenden, wie der schlechte selbst das Beste durch Mißbrauch entstellen und verderblich machen kann. Das Lehnwesen hat sich aus den Verhältnissen und der Natur der Völker, bei denen wir es finden, natürlich entwickelt; es steht als eine Thatsache da, die aus der Lage der Dinge, und der Stellung der Menschen gegeneinander, hervorgegangen ist, wie die Blüthe aus der Knospe und die Frucht aus jener. Wozu der müßige Streit, ob, was sich gestaltet, gut gewesen, und ob nicht Anderes besser an dessen Stelle getreten wäre? Jahreszeiten und Boden können nicht immer und allenthalben Dasselbe bringen. Nicht alle Völker können in jedem Zustande Dasselbe haben, Dasselbe leisten, mit Demselben sich abfinden lassen, sich glücklich oder unglücklich fühlen. Für den einzelnen Menschen wechselt, was ihm Genüsse gibt, ihn schmerzt,

tröstet, aufrichtet, erhebt, für Andere wohlthätig, oder feindlich stimmt. Mit Völkern ist es nicht anders. Institutionen und Gesetze können hier Wunder thun, und dort unwirksam seyn, hier Segen verbreiten, dort Verderben bringen. Den Grönländer überfällt in der fernen Fremde, von einer reichen und schönen Natur gesegnet, das Heimweh nach seinen Schneefeldern und Eisbergen und dem ekelhaften Mahle, das ihm der Fischfang gibt; meint man darum vielleicht durch die Verpflanzung von Menschen aus den üppigen Ländern des schönen Südens unter jenen Himmel, der kümmerlich einiges Leben nährt, Glückliche zu machen?

Das Lehnwesen kann durch die Unterordnung, in die es die Vasallen zu dem Herrn stellt, ein freundliches Verhältniß, voll Achtung, Liebe und treuer Anhänglichkeit, gegründet haben. Sah der Herr sich als den natürlichen Beschützer seiner Leute, als ihren Vater an, die er durch Wohlthun sich verpflichtete, dann lohnten diese seine Liebe durch Gegenliebe, durch kindliche Anhänglichkeit, und Beide fanden in dem gemeinschaftlichen Glücke ihr eigenes, und der Genuß und der Schmerz eines Jeden ward Genuß und Schmerz für Alle. Ein solches Verhältniß läßt sich allerdings zwischen guten Menschen, mit einfachen

Sitten und Bedürfnissen denken. Eine solche gezwungene Abhängigkeit, in Beziehung auf Person und Eigenthum, mochte sich durch Gewohnheit, Umgang in Freuden und Leiden, ähnliche Lage, in eine freiwillige, angenehme verwandeln, wie das Verhältniß der Ehe, des Familienlebens, der Verbrüderung und Genossenschaft zum lieben Bedürfnisse machen kann, was sonst als lästiger Zwang erscheint. Aber das kam auf die Menschen, ihre Sitten, Gewohnheiten, Bedürfnisse und Neigungen an. Die dichterische Gemüthlichkeit schmeichelt sich gern mit freundlichen Bildern in der Geschichte, die aber sie selbst in sie gelegt. Daß sich Vasallen und Herren, nach jenem schönen Bilde, auch in der Wirklichkeit gefunden, gibt man unbedenklich zu; folgt aber daraus, daß dies Verhältniß, durch das Lehnsystem erzeugt, ein allgemeines, bleibendes, natürliches gewesen sey? Das Verhältniß der Sklaven und Herren im alten Rom hat Wunder von Treue und Ergebung, Märtyrer unerschütterlicher Anhänglichkeit und Liebe hervorgebracht; wird man darum diese Sklaverei für eine Wohlthat halten, vielleicht gar wünschenswerth für unsere Zeiten finden?

Welches war dies gepriesene, oder getadelte Verhältniß des Lehnsherrn zu seinen Vasallen, das in unsern Tagen so viel dichterische Begeisterung

erregt, und so bittern Tadel gefunden hat? Die beiden Gegensätze, in die unsere Zeit sich theilt, können die seltsame Uebertreibung allein erklären. Es gilt das Alte festzuhalten, oder das Neue zu begründen. Jenes aber ruht mit seinen tiefsten Wurzeln in dem Mittelalter. Wäre der Vasall für ein Grundstück, das ihm der Herr ertheilt, diesem bloß zum gemessenen Kriegsdienste verpflichtet gewesen, dann ließe sich von diesem einfachen Verhältnisse eben nicht viel, weder Gutes noch Böses sagen; aber es ging tiefer in das Leben, und berührte seine innigste Beziehung, und mußte darum sehr wohlthätige, oder höchst verderbliche Folgen haben. Die Rechte des Lehnsherrn, war er anders nicht ein sehr gerechter und gut gesinnter Mann, konnten gegen den Vasallen leicht in Unrecht und gewaltsamen Druck ausarten. Diesem konnte sein Lehn genommen werden, wenn er die ihm auferlegten Verbindlichkeiten nicht erfüllte. Darüber aber stand dem Lehnsherrn selbst in vielen Fällen das Urtheil zu, da er in Lehnssachen Richter seiner Vasallen war, und somit auch oft in den eigenen. Dem Vasallen waren manchmal Verpflichtungen auferlegt, deren Werth und Gehalt sich schwer bestimmen ließ, und die darum der Willkür freien Spielraum ließen. So mußten Einige für den Un-

terhalt ihres Herrn sorgen, seine Küche mit gewissen Bedürfnissen versehen, Andere Jagdvögel, Wein und Hausgeräth liefern, oder eben nicht angenehme, selbst, nach unsern heutigen Begriffen, nicht einmal anständige Dienste thun. Darum schmolzen auch die Lehn- und Dienstleute nach und nach so zusammen, daß sie oft schwer zu erkennen und von einander zu unterscheiden waren. Der Vorzug, den man jenen vor diesen geben will, muß darum nicht so bedeutend gewesen seyn, oder sich in seiner Bedeutung nicht erhalten haben. Hätte man ein großes Interesse gehabt, die Unterscheidung nicht untergehen zu lassen, hätte das gegenseitige Verhältniß des Lehnsherrn und Vasallen so viel Anziehendes, Gemüthliches und Erfreuliches gehabt, wie man versichern hört, dann würde man, sollte ich meinen, von beiden Seiten mehr auf dessen Bewahrung in seiner Reinheit bedacht gewesen seyn. Von dem Idealen und Schönen, das Manche hineinlegen möchten, verschwindet gar viel, wenn man noch bedenkt, daß sich ein Vasall von dem persönlichen Dienste mit Geld loskaufen konnte. Von dem, was angenehm und nützlich ist, sucht man sich durch Aufopferungen nicht zu befreien.

Die Art des Besitzes, wie er durch den Lehns-

verband bestimmt war, gab dem Vasallen keine vollkommene Sicherheit, daß er sich des Lehngutes ohne Besorgnisse hätte erfreuen können. Aus demselben Grunde mochte er wohl auch nicht geneigt seyn, die Aufmerksamkeit und die Kosten daran zu wenden, die er seinem Eigenthum geschenkt haben würde, weil er auf den Vortheil der Verbesserung für sich nicht mit Zuverlässigkeit rechnen konnte. Wer arbeitet gern für Andere, die nur nehmen, und nicht auch geben wollen? Kein Lehngut durfte ohne Genehmigung des Herrn vertheilt, veräußert, oder verpfändet werden. Dann vererbte es sich auf verschiedene Weise; oft blieb es ungetheilt bei der männlichen Linie des Erstgebornen, öfter bei allen männlichen Nachkommen; selten fiel ein Theil den Töchtern zu. Im letzteren Falle hatte der Lehnsherr eine viel geltende Stimme bei ihrer Vermählung, wie ihm überhaupt ein großer Einfluß auf alle Glieder der Familie des Vasallen blieb, den er allerdings, wenn er wohlwollend, verständig und mäßig war, auch mit Wohlwollen, Verstand und Mäßigung übte.

Daß die Vasallen von der Vortrefflichkeit des Lehnsverbandes und seiner erfreulichen Einwirkung nicht besonders durchdrungen waren, ergibt sich schon daraus, weil sie alle nach Unabhängigkeit von den

Lehnsherren strebten, und das Lehngut erst erblich zu machen, dann in freies Eigenthum zu verwandeln suchten, was ihnen auch, im Kleinen zum Vortheil der Einzelnen und des Ganzen, im Großen aber zum höchsten Nachtheil des Staates, ziemlich gelang. Der Natur der Sache nach konnte sich das Lehnwesen nicht erhalten; es mußte untergehen, wie die Gesellschaft in ihrer Entwickelung weiter kam; wenn es auch zu seiner Zeit und an seinem Orte nützlich war, was man gestehen muß. Dieser Nuzzen wird an sich schon übertrieben, und außerdem lag in der Einrichtung selbst schon der Kern zu der Anarchie und Vielherrschaft, der daraus folgenden Gesetzlosigkeit, des gewaltigen Faustrechts, der Erniedrigung der kaiserlichen und königlichen Macht und der vielfältigen Unfälle, welche die Gesellschaft zerstückelten, zerfleischten, den Bürgerstand vernichteten, oder im Drucke erhielten, und deren Folgen Europa noch lange nicht überstanden hat. Daß die unbestimmten Leistungen der Vasallen, bei den steigenden Bedürfnissen des Herrn, sich oft bis zum Unerschwinglichen und Unerträglichen vermehren mußten, ist natürlich, wenn solche erzwungene Leistungen auch, wie oft in unsern Tagen, die Sprache freiwilliger Geschenke führen mußten. Ein Vasall war

verpflichtet, zum Loskaufe seines Herrn, wenn er in Gefangenschaft gerathen war, zur Ausstattung seiner Töchter, zum Feste des Ritterschlags seiner Söhne beizusteuern. Daß bei dem Lehnsverhältnisse auch nicht gerade Alles Ehre, Treue und Wahrhaftigkeit gewesen sey, bezeugt die Geschichte, wenn die menschliche Natur überhaupt, und die des Mittelalters insbesondere, des Zeugnisses bedarf. Warum suchten die Großen, selbst Könige, Lehn von Geringern, und namentlich von der Geistlichkeit zu erhalten? Wenn Mächtigere und Angesehenere kein Bedenken trugen, Vasallen von Mindermächtigen zu werden, dann geschah es aus Habsucht, oder Eigennutz. Wenn Schwächere dagegen, die aus eigner Kraft sich gegen Gewaltthat nicht schützen konnten, einem Mächtigen oder Heiligen ihr freies Gut hingaben, um sich damit belehnen zu lassen, dann zeugt dies weder für die Vortrefflichkeit des Lehnwesens, noch für die Güte der Verfassung, unter der man sich noch einen Schutzherrn suchen mußte, um nicht das Opfer und Spielwerk roher Willkür, anarchischer Befehdungen zu seyn. Das Feudalwesen hat sich — freilich in seiner Ausartung, wie uns seine Lobredner sagen; aber liegt die Ausartung nicht schon in seiner Art? — so empfohlen, daß man alle ungemessene Leistungen,

alle muthwillige Bedrückungen, durch einen herrschend gewordenen Sprachgebrauch, unter dem Namen von Feudallasten begriff; und wahrhaftig der Sprachgebrauch hat, selbst in seiner Unrichtigkeit, nur eine wohlverdiente Gerechtigkeit geübt. Wenn ein sehr achtungswerther Geschichtschreiber unserer Zeit eine Lobrede auf das Lehnwesen versucht, dann zeigen die beliebten Ausdrücke, die, weil sie hohl sind, um so stärker klingen, Groß, Ideal, bei den Gegnern seiner Lieblingsinstitution Befangenheit in vermeintlicher Weisheit des letzten Tages und dergleichen, wie sehr er sich von aller Wirklichkeit verlassen sieht, daß er zu leerem Wortgepränge seine Zuflucht nehmen muß. Sein Eifer für das Lehnwesen geht aber auch so weit, daß sogar der bedenkliche Umstand es empfehlen soll, man finde Spuren desselben bei den Afghanen, Türken, in der Südsee und in Aegypten!

Bei den Römern bestand eine Einrichtung, die sich mit der des Lehnwesens in einiger Beziehung vergleichen läßt, und auch denselben Zweck, wenigstens den bessern Theil desselben, erreichte; es war das Verhältniß der Patrone und Clienten zu einander. Doch kann man in dieser Anordnung einen freien Geist, der dem Bürgerthum der alten Republiken eigen ist, unmöglich verkennen. Die Abhän-

gigkeit erscheint auch hier gewählt, und gründete sich auf eine Art Uebereinkunft, die eine Wechselseitigkeit der Rechte und Pflichten bestimmte; ja die größere Last war edelmüthig dem Stärkern zugetheilt. Die ärmern Bürger wählten sich aus den angesehensten und einflußreichsten Geschlechtern einen Patron, der sie vor Gericht vertreten und ihnen in Gefahr und Noth beistehen mußte. Sie hatten auf diese Weise einen Schutzherrn, an den sie sich in ihrer Verlegenheit wenden durften. Gerieth der Patron in die Gefangenschaft des Feindes, verheirathete er eine Tochter, dann sprach er, wenn er nicht vermögend war, wie es die Lehnsherrn bei ihren Vasallen thaten, die Clienten um einen Beitrag zu seinem Lösegelde und zur Ausstattung der Tochter an. Auch durften die Clienten keinem Andern, als ihm, bei Wahlen ihre Stimme geben. Dieses Verhältniß war unter die Aufsicht der öffentlichen Meinung gestellt, und hatte durch der Väter Sitte etwas Heiliges. Es lag eine gewisse Zartheit in ihm, die aller physischen Nöthigung fremd, nur moralische Bande anerkennen wollte. Patrone und Clienten durften sich gegenseitig nicht verklagen und nicht Zeugniß gegen einander geben. Es war eine Auszeichnung, viele Clienten zu zählen, und die angesehensten Ge-

schlechter fanden eine Ehre und Größe darin, weil es von Vertrauen und Ergebung zeugte. Auch bestand diese Einrichtung an sechshundert Jahre in ihrer ganzen Reinheit, und man hatte kein Beispiel, daß sie von der einen, oder von der andern Seite verletzt worden wäre. Sie fiel mit den Sitten, der Einfachheit der Beschäftigung und Lebensweise, mit der Alles fiel, was die Freiheit zum Bedürfnisse und die Tugend zur Gewohnheit macht; sie fiel mit der Republik. So wahr ist, was ich früher ausgesprochen, daß alle Vortrefflichkeit menschlicher Institutionen von dem Geiste und dem Charakter der Menschen abhängt, und daß, nach Verschiedenheit von Zeit und Ort, das Böse und das Gute, das Schädliche und das Nützliche seinen Einfluß wechseln kann.

In England zeigt sich eine Erscheinung, die mit dem Lehnwesen, in wie weit dieses nützlich wirkte, eine, obgleich entfernte Aehnlichkeit hat, und für die Wahrheit meiner Ansicht spricht. Die Besitzer großer Güter daselbst — und fast das ganze Land ist das erbliche Eigenthum einiger hundert Familien — pflegten dieselben an Pächter zu überlassen, die sie gegen einen gewissen Zins auf bestimmte Zeit zu benutzen hatten. Interesse und Gewohnheit machten

bald das an sich vorübergehende Verhältniß bleibend. Gutsherr und Pächter schmolzen, bei dem gewöhnlich langen Aufenthalte jener auf dem Lande, mit den Ihrigen, wenn auch in Abstufungen, fast zu einer Familie zusammen. Der Eigenthümer des Landes erfreute sich des Wohlstandes Derer, die es bauten, weil er auch ein Zeichen des guten Baues und der Behandlung der bewirthschafteten Felder war, den richtigen Abtrag des Pachtes sicherte, und ein gutgearteter Mensch immer lieber Glückliche und Zufriedene, als Mißvergnügte um sich sieht. Der Pachter konnte unter solchen Verhältnissen noch weniger daran denken, den Pacht aufzukündigen, und einen guten Herrn mit einem sichern Auskommen zu verlassen. So war der Eigenthümer des Gutes ohne Zwang und List des Pachters Herr geworden. Gegenseitiges Bedürfniß, ein befreundetes Naheseyn, Wohlwollen und Dankbarkeit vereinten sie. So waren die Güter von dem Vater auf den Sohn gekommen, und durch viele Geschlechter hatte man sich gewöhnt, Eigenthümer und Pachter als verbunden zu betrachten. Dies angenehme Verhältniß soll sich in der spätern Zeit sehr verändert haben. Die steigenden Abgaben, mehr noch die wachsenden Bedürfnisse in Wohlleben und Zerstreuung, führten eine Er-

höhung des Pachtzinses herbei, den der Pachter nur mit Mühe gewinnen konnte. Der seltene Verdienst führte eine größere Nachfrage nach den Mitteln des Auskommens herbei; die Pachtliebhaber überboten sich; die Herren sahen auf den reichen Ertrag; die gesteigerten Pächter wurden von solchen verdrängt, die mehr bezahlten, oder des erhöhten Zinses wegen mißvergnügt; die alte, schlichte Art patriarchalischer Einfalt und Einfachheit verlor sich bei den Großen immer mehr; diesen galt, wie dem Staate, der Mensch nur wesentlich nach dem Ertrage, und das schöne Band, das Gutsherrn und Pachter in freundlicher Theilnahme und treuer Ergebung früher zusammengehalten hatte, erschlaffte, oder löste sich. So trat in England fast unbemerkt eine Veränderung ein, durch veränderte Sitten und Lebensweise und vermehrte Bedürfnisse herbeigeführt, die den Staat im Grunde nicht zu berühren scheint, und auf die gesellschaftliche Ordnung einen großen Einfluß haben wird.

So tief indessen auch die kaiserliche Majestät herabgewürdigt war, ein Mann von Kopf und Herz, der Klugheit mit Festigkeit verband, konnte ihr das alte Ansehen und den verlornen Einfluß wiedergeben. Um aber dahin zu gelangen, mußte man den

unseligen Entwürfen auf Italien entsagen, und — was freilich eine schwere Aufgabe war — mit den Päpsten sich verstehen. Der Kaiser besaß immer noch die höchste richterliche Gewalt, besonders über Fürsten, die er, wenn sie auf seine dritte Ladung nicht erschienen, mit sieben von ihres Gleichen, also mit Fürsten, in die Acht erklären und ihrer Würde entsetzen konnte. Die richterliche Gewalt, die dem Kaiser zustand, war ein köstliches Vorrecht, wenn er es zu würdigen und zu üben verstand, und die Großen, die sonst so gern in Allem seine vollziehende Macht schmälerten und sich selbst in sie theilten, zeigten sich im Anfange auf dieses große Mittel des Einflusses und Vertrauens gar nicht eifersüchtig. In dem Kaiser sah das Reich die Quelle der Gerechtigkeit; und Jeder, der sich gekränkt oder bedrückt fühlte, konnte sich unmittelbar an des Reichs höchstes Oberhaupt wenden. In welchem Theile desselben der Kaiser sich auch befand, für ihn war allenthalben der Richterstuhl aufgestellt, und er konnte Recht sprechen ohne Rücksicht auf die Macht der Dynasten, Beamten oder Vasallen, oder der unter ihnen bestellten Richter. Die Kaiser gaben aber später auch dieses schöne Vorrecht auf, dem sie den verdienten Werth nicht beilegten, oder dessen Pflichten der Bequemlichkeit

nicht zusagten und auch dem Ehrgeize nicht schmeichelten. Ein Fürst nach dem andern behielt sich die volle Gerichtsbarkeit vor, so wie die Gelegenheit sich darbot, die kaiserliche Würde und Macht dieses Kleinods zu berauben, bis sie es endlich alle mit der Landeshoheit an sich gerissen hatten, die Mächtigen zuerst, dann die Mindermächtigen.

Von eben so großer Wichtigkeit war die Befugniß, die durch Aussterben oder Achtserklärung erledigten Herzog- und Fürstenthümer zu besetzen. Endlich konnte der Kaiser durch seine Persönlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf die Gesetzgebung üben, die ihm, mit den Fürsten und Großen des Reichs, zustand. Waren auch die Kammergüter bei weitem nicht mehr so ansehnlich, wie in frühern Zeiten, so warfen sie doch immer noch schöne Gefälle ab, und bildeten mit den Regalien, den Zöllen, Münzen, Bergwerken, dem Königszins, der Bede, der Judensteuer und den Strafgeldern eine Summe, mit der sich, bei guter Wirthschaft, etwas unternehmen ließ. Es kam alles darauf an, ob die Männer, die zum Reiche gelangten, der schweren Aufgabe, die sie zu lösen hatten, gewachsen waren. Zeigt sich aber die Natur schon mit großen Anlagen nicht verschwenderisch, dann ist der Thron auch mehr der Ort sie an-

zuwenden als zu entwickeln. Er dient mehr die Größe zu zeigen, wohl auch zu versuchen und zu prüfen, als auszubilden. Uebrigens war es den Wahlherren um kräftige Beherrscher eben nicht zu thun; für sich sorgten sie, nicht für das Reich. Sie brauchten Candidaten, die vor der Wahl geben, aber nach ihr nicht mehr nehmen konnten; und wenn es an solchen fehlte, dann dachten sie doch wenigstens auf ein kaiserliches Regiment, das dem ihrigen nicht hindernd entgegentrat. Ich wüßte keine Wahlmonarchie, die sich auf die Dauer als solche stark erhalten, oder als wohlthätig erprobt hätte. Man sollte freilich glauben, die aufgeklärte Wahl werde einen Thron wenigstens besser besetzen, als der Zufall der Geburt; aber mit der Aufklärung und Weisheit, wo sie von großen Interessen versucht wird, ist es so beschaffen, daß sich der Mensch sicherer dem Zufalle als der Wahl anvertrauet, und in der Erfahrung haben sich die Erbreiche minder gefährlich und nachtheilig erwiesen, als die Wahlreiche, die sich in der Theorie so vortheilhaft empfehlen. Indessen gab es in der Geschichte Deutschlands auch jetzt noch Zeiten, wo es zu retten war. Wer mag sagen, wie sich seine Verfassung und Lage gestaltet haben würde, hätte Heinrich III. ein hohes, glückliches Alter

erreicht, oder wäre ihm sein Sohn und Nachfolger Heinrich IV. an Ernst, Sitte, Einsicht und Nachdruck gleichgekommen? Die unselige Regierung dieses Letztern entschied. Sein und seines Reiches Unglück war er selbst, sein Mangel an innerer und äußerer Würde, sein Wandel ohne Sitte, sein Benehmen ohne Treue, warum er auch weder Glauben noch Vertrauen fand, sein Charakter ohne Haltung und Bestimmtheit. Um das Maß dieses Unglücks voll zu machen, traf er auf einen Gegner, den Papst Gregor VII., in Allem Heinrich's Gegentheil, dem dieser auf keine Art gewachsen war. So ist das Loos der Völker und Reiche an den Werth oder die Werthlosigkeit derjenigen geknüpft, die an ihrer Spitze stehen, und die Persönlichkeit eines Einzigen entscheidet über Millionen!

Vergleichen wir den Zustand der Monarchie unter Karl dem Großen mit dem im dreizehnten Jahrhundert, welch' ein Unterschied! Und doch war in der Reichsverfassung fast nichts ausdrücklich und buchstäblich geändert worden, sondern alles hatte sich durch den natürlichen Gang der Dinge, den die Leidenschaften und Neigungen der Menschen unterstützten, wie von selbst gemacht. Da war kein König mehr, der die Kraft und den Willen der Nation in

Einheit zusammenhielt, und den verderblichen Eingriffen eines Standes in die Rechte des andern Schranken setzte; die kaiserliche Würde war das Spielzeug der Mächtigen geworden, die das Wahlrecht an sich gerissen hatten. Jeder Dynaste, jeder Herzog, Graf und Baron war ein König auf seinem Gebiete, und seine Herrschaft ging so weit als seine Kraft, und er führte Krieg nach dem Faustrecht und schloß Frieden, wenn ihm zum Kriege die Mittel fehlten. „Eine der unerkannten Wohlthaten der Kreuzzüge und der Ritterorden ist," sagt ein achtbarer, übrigens sehr behutsamer Geschichtschreiber, Ignaz Schmidt, „daß die kriegerischen Schwärme (der Edelleute), die sich das Arbeiten zur Schande, das Rauben aber zur Ehre anrechneten, auswärts einigen Absatz gefunden, indem sie bei ihrer außerordentlichen Vervielfältigung sich entweder unter einander selbst hätten aufreiben, oder dem Bürger und Landmann zu einer noch größern Last, als damals geschah, hätten fallen müssen." Welch' ein trefflicher Zustand der Dinge, dem die Pest und die Sterblichkeit zu statten kam, und der die Pockenimpfung, die wir als eine Wohlthat betrachten, zu einem öffentlichen Unglück gemacht haben würde!

Es gab nur noch Freie und Knechte, Unter-

drücker und Unterdrückte, da das Recht eines Jeden in seine Hand gegeben war; und dieses Recht reichte so weit als die Kraft seines Arms. Von dem Schutze des Volks gegen Beamten und Vorgesetzte konnte ohnedies keine Rede mehr seyn, da es selbst gegen Raub und gewaltthätige Bedrückung Derer, die nichts für sich hatten als die Stärke ihrer Faust, keine Hülfe fand. Die königlichen Abgeordneten, bestimmt, auf ihren Rundreisen die Nation zu versammeln, sie um ihre Beschwerden gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit zu befragen, und ihnen abzuhelfen, waren eingegangen. Was hätten sie auch noch vermocht? Da ihr Ansehen und ihr Einfluß nur eine Folge des Ansehens und der Macht des Kaisers war, so mußten sie mit der kaiserlichen Würde fallen und untergehen. Provinzialversammlungen und Versammlungen der Nation, Land- und Reichstage, in denen das Interesse und Beste des Landes zur Sprache kam, in denen die Gesetze berathen und gegeben wurden, fanden nicht mehr statt. Die Mai- und Märzfelder waren in Heerschau und Truppenmusterung ausgeartet und dann gänzlich eingegangen. Alle Berathung, aller Beschluß hatte sich von der Gemeinheit auf Einzelne, aus der Oeffentlichkeit in die Heimlichkeit zurückgezogen, aus Reichstagen und

Gerichtssitzungen unter freiem Himmel waren Fürstenversammlungen und Hoflager geworden. Endlich kam sogar das Rothwälsch einer fremden Sprache in die Gesetzkunde und Rechtspflege, und somit verlor sie alles Volksthümliche und Nationale und ward den Spitzfindigkeiten und Ränken eines Standes hingegeben. Die Angelegenheiten des Staates wurden nur noch von dem Staatsoberhaupte, dem Könige und den Erzfürsten, seinen Großen und Hausbedienten, berathen und beschlossen, denn die Inhaber von Hofämtern, Ministerialen, hatten dabei Sitz und Stimme. Eben so war der Heerbann, die Nationalmacht zu Schutz und Wehr mit eigenen Kräften und Mitteln, aufgelöst, und an seine Stelle die Lehnspflicht und der Solddienst getreten, so daß es keine öffentliche Sache mehr zu vertheidigen gab, und die Vertheidigung auch dem Gemeinwesen, das sie nichts mehr anging, entzogen ward. Der erste und wichtigste Grund der gänzlichen Umgestaltung der Verfassung Deutschlands und der politischen und bürgerlichen Verhältnisse seiner Bewohner war der veränderte Kriegsdienst. So lange der Heerbann bestand, durch den jeder Freie sich zur Vertheidigung des Landes verpflichtet sah, war der Schutz desselben, seiner Freiheit und seines

Eigenthums, seinem eigenen Muthe anvertraut. Er war gegen jeden feindlichen Angriff, von welcher Seite er kommen mochte, gerüstet, und seine Freiheiten und Rechte hatten eine wirksamere Bürgschaft als den guten Willen der Vorgesetzten, den Buchstaben von Gesetzen und Verträgen, nämlich die Kraft des Arms, sie gegen Verletzung zu schützen, den guten Willen, wo es nöthig ward, zu erzwingen, den bösen in Schranken zu halten und dem todten Buchstaben den lebendigen Vollzug zu geben. Das Alles änderte sich, als der Kriegsdienst das Recht und die Pflicht eines eignen Standes ward. Da bei dem großen Umfange der Monarchie die Kriege in weiter Entfernung geführt wurden — Karl der Große kämpfte gegen die Longobarden, die Sachsen, die Avaren, die Slaven an der Ostsee, und die Araber in Spanien — der Landmann in denselben nicht mehr sein Land vertheidigte, der Dienst für ihn beschwerlicher und der Gegenstand des Kampfes gleichgültig ward, sah es der Bürger gern, daß man ihn am friedlichen Heerde, im Kreise der Seinigen ließ. Eben so gern sahen es die Könige und Fürsten, daß Leute das Heer bildeten, die ihm gern folgten, die ihre ganze Hoffnung auf das Glück der Waffen setzten, keine andere Bestimmung kannten, als sie zu

führen, nach kurzer Entfernung von der Heimath sich nicht nach ihr sehnten, und ihre Entlassung nach abgelaufener Dienstzeit nicht mit Recht fordern durften, oder des Feldbaues und häuslicher Geschäfte wegen entlassen werden mußten.

So theilte sich der Nähr- und Wehrstand, und jener glaubte bei der Theilung zu gewinnen. Wer aber wehrlos ist, kann rechtlos werden. Darum durften bei den Deutschen auch nur die Freien Waffen tragen, und nur sie waren, wie in den Republiken des Alterthums die Bürger, zum Kriegsdienste fähig. Wehr- und rechtlos sind ziemlich gleichbedeutend, und das gilt im Völkerrechte, im Staats- und bürgerlichen Rechte. Völker, die sich nicht vertheidigen konnten, haben sich in fremder Herrschaft verloren, oder ihr Name selbst verschwand in den Büchern der Geschichte. Das war das Loos der Schwachen von alter Zeit bis zu der unsrigen, die, nebst andern Staaten, Polen, Venedig und Genua untergehen sah. Wo die Nation gegen die Gewalthaber keine schützende Macht in Händen hat, ist sie Sklavin, oder nur durch Gnade frei. Sind einzelne Stände allein im Besitze der schützenden Garantien, dann legen sie das Joch der Unterwerfung den übrigen Ständen auf. So hat sich die ständische Ver-

fassung im Mittelalter mit der Landeshoheit ausgebildet. In den bürgerlichen Verhältnissen wird wenig von Rechten wissen, wer keine Processe führen, keinen Anwalt bezahlen, sich keinen Beschützer und Vertreter kaufen kann. Um seine Rechte zu bewahren, muß man eine Wehre, muß man, zu ihrem Schutze, Waffen haben. Diese Wehre, diese Waffe besteht in irgend einer Macht, die, wo es nöthig wird, der Uebermacht entgegentritt und Schranken setzt. In diesem Geiste hat Rom das Tribunat, und Sparta das Ephorat geschaffen; in diesem Geiste wurden die Parlamente und repräsentativen Körper ins Daseyn gerufen. Nur hat die spätere Zeit, die irrig das Leben oft in dem Buchstaben finden will, auf Zugeständnisse und Bewilligungen in Wort und Schrift einen zu großen Werth gelegt. Nur Macht begegnet dem Mißbrauche der Macht. Der gesellschaftliche Zustand ist mehr als der Naturstand ein Zustand des Kriegs Aller gegen Alle, wenn auch nicht mit offener Gewalt, doch mit dem heimlichen steten Streben, sich gegenseitig zu übertreffen, zu übervortheilen und zu überlisten. Fast immer ist in ihm der Vorzug und Vortheil des einen durch die Zurücksetzung und den Nachtheil des andern bedingt. Wo die Kräfte zu Angriff und Wehre ungleich sind,

da muß der Kampf, der hier Sieger macht, auch dort Besiegte, hier Unterdrücker, dort Unterdrückte machen. Darum ist die Freiheit eine Wirkung der Gleichheit, und ohne diese nur eine freundliche Idee, die sich in der Wirklichkeit auf die Dauer nicht erhält. Das zeigt auch das Mittelalter in dieser Zeit, wo der Stand der Freien unterging, nicht durch drückende Gesetze, gewaltthätige Aufhebung bestehender Freiheiten und Rechte, nicht durch eine rasche kühne Umwälzung, oder einen gelungenen Staatsstreich, sondern allmälig, durch die Natur der Dinge, die veränderte Lage und Verhältnisse der Staatsgenossen. Der Stand, der die Waffen führte, war dem Könige am nächsten, der seiner stets bedurfte. Im wilden Kriege, den selten und auf kurze Zeit der Frieden unterbrach, verlernte sich bürgerliche Tugend und Gesinnung. Gewalt gab, Gewalt nahm alles; Gewalt entschied als höchstes Gericht, von dem es keine Berufung gibt. So lebte der Krieger im Felde; und das Leben im Felde führte er auch gern in der Heimath fort. Allerdings bestand die Staatsgewalt, um den Schwachen zu schützen und die Gesetze aufrecht zu erhalten; aber die Staatsgewalt ist weder allmächtig, noch allgegenwärtig. Auch war der Krieger dem Könige zu werth, zu unentbehr-

lich, als daß dieser seine Ergebung und Folgsamkeit nicht hätte kaufen sollen, selbst wo er sie etwas theuer, doch immer auf Rechnung eines Dritten, bezahlen mußte. So ward der Stand des Kriegers der erste Stand, durch die Gewalt, die in seinen Waffen lag, durch die Nähe des Fürsten, den er umgab, durch Aemter, Würden und Güter, die er sich in seiner günstigen Stellung anzueignen wußte. Selbst die Geistlichkeit stand ihm nach, und erlag im Kampfe gegen ihn, wie der Sieg der weltlichen Macht über die kirchliche bezeugt. So war die größte aller Revolutionen vorbereitet und fest begründet durch den Uebergang der Rechte und Pflichten des Heerbannes an die Lohn- und Diensttruppen. Der Bürger war wehr- und rechtlos geworden; alle Vorzüge und Rechte gingen als Vorrechte an Begünstigte über; er trug verachtet alle Lasten; sie schmückten sich geehrt mit allen Auszeichnungen. So ward die Landeshoheit herbeigeführt, in der die verschiedenen Stände, Körperschaften und das gemeinheitliche Wesen untergingen, alles frische Leben in den verschiedenen Gliederungen des Volkes erstarb, und nur eine weite, öde Einförmigkeit in der Unterthanspflicht mit einigen Trümmern von alter Selbstständigkeit und Freiheit, welche die Privilegir-

ten festhielten, zurückblieb. Auch das frühere Deutschland hatte von Alters her seine verschiedenen Stände und gesellschaftlichen Unterordnungen; aber sie waren durch das Bedürfniß der Gesellschaft entstanden, und der Erste in Ehre und Auszeichnung war auch der Erste in Gefahr und Noth, und das Verdienst mußte wirklich verdient werden. So schlimm es indessen geworden war, es konnte noch schlimmer werden, wenn nämlich der Stand, der, des Kriegsdienstes wegen, alle Lasten auf das Volk geworfen hatte, auch diese Last noch auf dasselbe wälzte, bequem sich alle Begünstigungen und Gemächlichkeiten vorbehielt, und der Militairpflicht, für die er sie als Entschädigung besaß, sich ebenfalls entzog. Allenthalben waren jetzt Einzelne an die Stelle der Gesammtheit, ein Stand an die Stelle der Nation, Privatzwecke an die Stelle des Zwecks des Staatsvereins getreten. Was erst im Besitze Vieler gewesen war, ging nach einem Gesetze der Natur an Wenige über, bis diese Wenigen sich in Einen verloren. So wird alle Demokratie, sich selbst überlassen, Aristokratie, und diese Oligarchie, die selbst, früher oder später, in eine Monarchie, wo möglich mit absoluter Gewalt, zusammenschmilzt. Erst übten das Wahlrecht, das der Nation einen König gab, die Großen und das Volk,

dann die Großen, endlich Wenige von ihnen, die sich desselben bemächtigten, es als Kurfürsten übten und sich auf Kosten des Reichsoberhauptes und des Reichs selbst erhoben. Auf dieselbe Weise ging die Papstwahl an das Cardinalscollegium, und die Wahl der Bischöfe, die, selbst nach einem von Karl dem Großen erneuerten Gesetze, der Geistlichkeit und dem Volke zustand, an die Capitel über. Erst wurde das Volk, als der schwächere Theil, dem es an Einsicht und Einheit fehlte, ausgeschlossen; dann traf die Reihe die Mindermächtigen, die den Stärkern nicht widerstehen konnten. Das ist so ziemlich die Rechtsgeschichte, wo immer Menschen wohnen. Heißt Naturrecht, was ihr gemäß geschieht, dann finden wir es hier. Freilich begründet so die That das Recht, und dieses beruht dann auf der traurigen Nothwendigkeit, daß man sich gefallen läßt, was nicht zu ändern ist. Die Thatsachen aber machen die Wirklichkeit, Lehrsätze nur eine Theorie. Die Großen hatten sich in den Besitz aller Vortheile des gesellschaftlichen Vereins gesetzt und die ganze Last desselben auf die untern Classen, das Volk, gewälzt. Selbstständigkeit und unabhängiges Eigenthum gaben weder Ehre noch Sicherheit; jene mußte man in der Nähe der Mächtigen, diese in ihrem Schutze suchen.

Darum hatte sich auch mit dem eilften Jahrhunderte fast alles freie Eigenthum bei den Mindermächtigen verloren, die es in den Schutz eines Heiligen oder Edelmannes gegeben, von denen sie es wieder als Eigene oder Vasallen besaßen. Den Werth des Mannes machte jetzt weniger sein persönliches Verdienst, als die Gunst des Hofs, den nicht bloß die Könige, sondern jeder Große hielt, der sich stark genug fühlte, selbst König in seinem Gebiete zu seyn.

Die Macht des Kaisers und Königs der Deutschen ist untergegangen, nicht, weil sie zu schwach gewesen gegen das Volk, sondern gegen die Großen, die in ihrer Stellung zu derselben Mittel fanden, sie ihrer Vorrechte und Vorzüge zum eignen Vortheil zu berauben. Auch erfolgte dieser Untergang erst, da es keine Oeffentlichkeit und keine Schöffen mehr gab, und ein fremdes Recht das einheimische, vaterländische verdrängt hatte, der Nation kein Antheil mehr an der Gesetzgebung geblieben war, das Volk keinen Einfluß mehr auf die Angelegenheiten des Landes, keinen Antheil mehr an der Wahl seiner Beamten und geistlichen Vorsteher hatte, man weder Provinzial- noch Nationalversammlungen mehr hielt, und die königlichen Abgeordneten den Unterthan nicht mehr gegen die Willkür und die Bedrückungen der Angestellten schütz-

ten. Gerade die Erniedrigung und Schwäche der Nation hat die Erniedrigung und Schwäche der kaiserlichen und königlichen Macht begünstigt und erleichtert. Die ersten Würden und einflußreichsten Stellen gingen der Unabhängigkeit von der königlichen Aufsicht raschen Schrittes entgegen und brachten es zur Landeshoheit, weil das Reich, durch sie ein Wahlreich geworden, in ihre Hände gekommen war, bei dessen Vergebung sie vor Allem ihr eignes Wohl bedachten. Wie konnte der König, zum eignen Schutz zu schwach, das Volk noch schützen? Eine Mittelmacht, die des hohen Adels- und der Geistlichkeit, die, in ihrer mäßigenden Stellung zwischen Fürsten und Volk, sehr wohlthätig wirken konnte, war selbst die höchste Macht geworden, und so zerfiel das Reich. Auch erhob das königliche Ansehen sich erst wieder, nachdem sich ein dritter Stand gebildet hatte, der in die Wagschale der Gewalten sein steigendes Gewicht legte, und endlich für die Krone den Ausschlag gab. Auf diese Weise war durch den Untergang der Rechte und Freiheiten der Nation der Untergang der kaiserlichen und königlichen Macht vorbereitet und möglich geworden.

Uebrigens kann ich die Meinung des trefflichen Johannes von Müller nicht theilen, daß durch die

Päpste vielleicht die Universalmonarchie der Kaiser verhindert worden sey. Muß man dem römischen Einfluß auch eine wohlthätige Wirkung auf die weltliche Macht, in wie weit er ihr mäßigend Schranken setzte, zugestehen, dann war er doch wohl nicht nöthig, um Europa vor der Allgewalt der Kaiser zu bewahren. Dafür war durch die Verfassung selbst gesorgt, die der Aristokratie sich fast in Allem günstig zeigte. Dagegen haben die Päpste zum Untergange der königlichen Macht gar kräftig mitgewirkt, wozu auch die aristokratische Vielherrschaft und Gewalt, durch die Leichtigkeit zu entzweien, zu theilen und zu schwächen nur zu bequeme Mittel bot. War eine Weltmonarchie zu fürchten, dann stand ihr Karl am nächsten; aber selbst damals hatte die Furcht nur wenig Grund. Erbliche Monarchien unterwerfen sich auf die Dauer keine Welt. Mit dem Wechsel der Regenten wechseln Ansichten, Neigungen und Kräfte. Alles ist auf die Persönlichkeit des Herrn gestellt, den der Zufall der Geburt gar ungleich gibt, bald schwach, leichtsinnig, ohne Willen und Einsicht, bald kräftig, kenntnißreich, beharrlich, bei absoluter Macht aber gewöhnlich seinen Launen und Liebhabereien folgend. Eine solche Macht kann nur große Augenblicke haben. Ein System gibt es nicht für

sie, nur Regungen, Wallungen, Erhebungen, die, ihrer Natur nach, nicht von Dauer sind. Darum war auch eine Universalmonarchie unter Karl V., oder Ferdinand, unter Ludwig XIV. und selbst unter Napoleon im Ernste auf die Dauer nicht zu fürchten. Die römische Herrschaft hatte dieses Schreckbild aufgestellt; aber Rom, das muß man wohl bedenken, war eine Aristokratie, und die Welt zu jener Zeit in politischer Hinsicht klein. Wie die Römer zu diesem Ziele gelangen konnten, das hat uns Montesquieu gezeigt. Dieses Volk und die Welt, wie es sie fand, kommen nicht zum zweitenmal. Wenn solche Weltherrschaft in unserer Zeit zu fürchten wäre, dann würde England, dem Geiste seiner Verfassung nach, die übrigen Umstände abgerechnet, der Rolle vor Andern gewachsen seyn. Rußland ist in so weit auf dem Wege Roms, daß es eine gewaltige, stets schlagfertige und gehorsame Macht besitzt, selbst unzugänglich den leichten Zugang in zwei Welttheile hat, und, was besonders zu beachten, seiner Politik gemäß, die Eigenthümlichkeiten der Völker, die es gewinnen will und schonen muß, ihre Religion, Gebräuche und Gewohnheiten achtet. Die meisten Regierungen des Continents sind unduldsam geworden, und haben, entweder po-

litisch oder religiös, zu bekehren. Ein Umstand, aber ein höchst wichtiger, könnte jetzt die Begründung einer Universalmonarchie begünstigen, nämlich das allmälige Verschwinden aller nationalen Bildung und Eigenthümlichkeit, und der immer mehr vorherrschende Geist der Verwaltung, die in dem Bürger nichts mehr sehen will, als ein Wesen, das hervorbringt und verzehrt, so daß er selbst in und um sich nichts mehr zu erstreben und zu achten findet, als leiblichen Wohlstand. Ist der Mensch dahin gekommen — und wahrhaftig, wir sind nahe daran — dann gibt es für ihn kein andres Vaterland, als das Land, wo es ihm wohl geht. Die Heerde dürfte unter solchen Umständen wohl Dem am liebsten als ihrem Hirten folgen, von dem sie hoffte, auf die fetteste Weide geführt zu werden.

Betrachtet man die Regierung Karl's des Großen und der seltenen Regenten, die ihm gleichen, oder nahe kommen, dann fühlt man sich für die absolute Herrschaft nicht unfreundlich gestimmt, der die Völker so schöne und glückliche Zeiten verdanken, als sie die Geschichte nur aufweisen kann. Trajan, Titus, Marc-Aurel schenkten Rom bessere Tage, als die sogenannte Republik, mit ihrem Ruhm, ihren Gefahren und Stürmen. Die absolute Regierung

verbindet hier den aufgeklärten Willen mit der nachdrücklichen Kraft der Vollziehung, die Weisheit des Rathschlusses mit der Schnelligkeit seiner Anwendung. Keine Parteiungen entstellen durch getheilte Ansichten und Interessen die Entschließung und lähmen die Ausführung. So nur war es einzelnen Führern der Völker möglich, ihre Retter und Wohlthäter zu seyn Die freiesten Staaten fanden in dem Augenblicke der größten Gefahr und Noth, wo ihr Daseyn auf dem Spiele stand, ihr Heil in der unbeschränkten Herrschaft eines Einzigen. Die weisesten Gesetze sogar, und die wirksamsten und wohlthätigsten Institutionen sind von Einem, nicht von der Berathung Vieler ausgegangen, Moses, Minos, Lykurg, Solon, Numa und Andern. Auch die Regierung Karl's war unumschränkt, zwar nicht durch Gesetz und Recht, sondern durch die Ueberlegenheit seines Geistes, die immer und allenthalben die wahre Herrschaft gibt. Aber Männer wie Karl, wie Trajan, Titus, Vespasian, Marc-Aurel und Alfred nehmen nur Jahrzehente in den Jahrtausenden der Geschichte ein. In ihnen ziehen Nationen das große Loos, das nur den verwegenen Leichtsinn zu einem Spiele verleiten kann, das wenig Treffer und viele Nieten hat. Ein solches Glücks-

spiel aber ist eine Regierungsform mit absoluter Herrschermacht. Wenige Menschen in einem großen Wirkungskreise verstehen, was sie sollen; nicht Alle, die es verstehen, haben die Kraft, es zu thun, noch Wenigere den Willen. Die Lust und Begierde geht gern so weit als sie kann; sind ihr keine Schranken gesetzt, dann kennt sie keine. Die Macht, der keine andere mäßigend gegenübersteht, wird leicht Eigenmacht, und wer kann, was er will, widersteht selten der Versuchung zu wollen, was er nicht soll. Die Geschichte zeigt, daß bei einer willkürlichen Regierung es unter zehn Regenten kaum einen gibt, der seine Gewalt nicht mißbraucht, sey es aus Unfähigkeit oder aus Herrschsucht. Dann ist zu bedenken, daß alle willkürliche Gewalt, wird sie auch einzig zum Glücke des Volks verwendet, dieses sorglos, feig und schwach macht, weil es für den öffentlichen Dienst keine Kraft selbstständig zu üben hat; jede ist Werkzeug und Mittel in der Hand des unumschränkten Gebieters. Tritt eine Katastrophe ein, droht nur eine ungewöhnliche Gefahr, dann ist die Nation, selbst der Fürst an ihrer Spitze, fehlt es ihm an Geistes- und Willenskraft, rath- und hülflos. So sind auch alle absolute Regierungen, die gewöhnlich mit guten Herrschern anfangen, in abscheulichen Des-

potism ausgeartet und in sich selbst kraftlos versunken, wenn sie von außen unangefochten blieben, oder zinsbar und unterjocht worden, wenn sie einen mächtigen äußern Feind zu bekämpfen hatten. Selbst die Regierung Napoleon's, der eine große Gewalt zu behandeln und zu brauchen wußte, wenn es je einer verstand, gibt Zeugniß für die Wahrheit dieser Ansicht. Er hatte Frankreich so sehr daran gewöhnt, nur Einen zu kennen, nur dem Willen und der Einsicht dieses Einen zu folgen, daß er und es sich ohne Rettung verloren sahen, da es der Politik ihrer Feinde gelungen war, Frankreich von seinem Einzigen zu trennen, und sie einzeln, erst ihn, dann es zu bekämpfen. Es sind immer gute Regierungen, die zur Willkür schlechten den Weg machen, wie überhaupt nur Gutes, oder doch der Schein desselben, dem Schlechten Eingang verschafft, oder zum Vorwande dient. Einem weisen und gerechten Regenten gibt sich das Volk mit Vertrauen hin; da es die Ueberzeugung hat, daß er sein Bestes will, so ist es wegen der Mittel und Wege unbesorgt, durch die er es bewirkt. Die Nation setzt sich, im Gefühle vollkommener Sicherheit, wenn man so sagen darf, gegen die Gewalt des Herrschers auf den Friedensfuß, läßt die Bollwerke, die zum Schutze ih-

rer Rechte und Freiheiten aufgeführt sind, unbewacht und mit der Zeit verfallen. Da sie gerade nichts zu fürchten hat, so vernachlässigt sie, was zu ihrer Vertheidigung dienen kann. Die Ruhe und Abwesenheit der Gefahr macht sie weichlich, unbesorgt und den öffentlichen Angelegenheiten fremd, so daß die Willkür, wenn sie zur Gewalt gelangt, die Institutionen unbeachtet, den Thron in vollem Genusse der Achtung und des Vertrauens, die ihm mit so großem Rechte zu Theil geworden, im Besitze der Mittel der Unterdrückung, die Gemüther folgsam und die mögliche Neigung zum Widerstande wehrlos findet. So konnten die Pisistratiden auf Pisistratus, der übermüthige Tarquin auf Könige, wie Romulus, Numa, Servius Tullius, Tiber auf August, Ludwig der Fromme und Karl der Kahle auf Karl den Großen und, zu unserer Zeit, das Kaiserreich auf die Consularregierung folgen.

Zweiter Abschnitt.

Kirche.

Als Pipin, der Vater Karl's des Großen, den letzten Merovinger von dem Throne der Franken stieß, und in sich den Gründer einer neuen Dynastie aufstellte, suchte er die Genehmigung des Papstes nach, der auch die That heiligte und den neuen König salbte. Dieser sprach den Beistand des Himmels zum Gelingen seines irdischen Wirkens an, und der Himmel ließ sich, in seinem Stellvertreter auf Erden, für irdische Belohnung gefällig finden. Pipin gab dem Papste dafür den Theil des Exarchats von Ravenna, den er den Longobarden entrissen hatte. Karl begünstigte den römischen Stuhl nicht weniger, auf den er seinen Freund, Hadrian, erhoben, und kann, nebst seinem Vater, für den Gründer der weltlichen Macht des Papstes gelten. In diesen Zeiten, wo die Ketzer und die Heiden den römischen Stuhl und zugleich das Reich bedrängten, waren die weltliche und die geistliche Macht sich einander zu nöthig und verstanden auch ihren Vortheil zu gut, als daß sie sich nicht zum gegenseitigen

Beistande verbunden haben sollten. Jede that darin nur, was die Umstände geboten und ihr Bestes wollte. Die geistliche Macht war gegen die weltliche noch so gestellt, daß sie sich eine Unterordnung unter diese gefallen lassen mußte; und sie trug auch selten Bedenken, sich dienend ihrem Ziele zu nähern, wo es anders nicht geschehen konnte. Aber zu Viel begünstigte den Ehrgeiz der Päpste und munterte ihn auf, als daß sie der Versuchung ihn zu befriedigen hätten widerstehen sollen. Die gläubige Einfalt der noch ungebildeten Zeit, die leicht zum Aberglauben zu verkehren ist; die angestammte fromme Achtung der Deutschen vor dem Priesterthum, die sie als Heiden schon auszeichnete; der Sitz des Bischofs in der Weltstadt, an die sich sogleich der Begriff der Weltherrschaft knüpfte; die fortbestehende Herrlichkeit Roms, die Jahrtausende bis jetzt noch nicht zerstören konnten, die großen Erinnerungen, die schon der Name weckte und auch die Gegenwart nicht Lügen strafte, die Theilung und Zerrüttung der weltlichen Macht in Italien, der als Schiedsrichter, Verbündeter und Aufwiegler freundlich oder feindlich beizukommen war; der Umstand, daß die monarchische Gewalt, durch eine Grundlage der germanischen Verfassung, bei den Völkern dieses Stammes in eine

aristokratische Vielherrschaft zerfiel, und der beständige Kampf dieser feindseligen Elemente, der fremde Einmischung gestattete; alles das, und noch mehr kam dem römischen Stuhle zu statten, und er wußte es zu benutzen.

Wie das Reich zum weltlichen Regimente in Herzogthümer, Grafschaften und Centen, so war es zum geistlichen in Erzbisthümer, Bisthümer und Pfarreien eingetheilt. Die den Sprengeln vorstanden, waren schon durch ihre Stellen Edle und Reichsfürsten. Auch wußte der Adel sich gewöhnlich ihren Besitz zu sichern, und unterließ nicht, sich sogar die einträglichen Plätze in den Stiftern anzueignen. Da das Geistliche ohne das Leibliche bei Menschen nicht besteht, so mußte der Kirche auch weltliches Gut gegeben werden. Ueber solches Gut, und die auf ihm lebten, über die Knechte, Leute und Freien, erwarben die Bischöfe sich früh die höchste Gerichtsbarkeit. Karl erhob sie gern, und setzte sie den Grafen gleich, wenn nicht über sie. Ihre Ernennung war, wenn er wollte, des Königs Werk, oder doch dessen Bestätigung unterworfen. In weltlichen Dingen des Kaisers Unterthanen, konnte selbst der Gesandte desselben gegen sie untersuchen und sie vor die Provinzialversammlung laden, obgleich nicht über sie verfü-

gen und richten. Dies blieb dem Kaiser und dem Reichstage vorbehalten. Zum Heerbann waren die Bischöfe zwar nicht in Person, aber mit ihren Leuten verpflichtet. Jährlich machten sie Rundreisen durch ihren Sprengel, um die nothigen Untersuchungen anzustellen, und arbeiteten auf diesen Senden der Staatsgewalt, zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung durch geistliche Mittel, gefällig in die Hand. Später, da sie reicher, mächtiger und bequemer geworden, übertrugen sie diese Beschwerde ihres Dienstes Untergeordneten und behielten sich nur dessen Annehmlichkeiten vor. Die Zeit verändert Alles, und die bösartigen Leidenschaften des Menschen verkehren den nützlichen Gebrauch in drücken den Mißbrauch. Seiner Natur nach eignet er sich gern alle Vortheile und Annehmlichkeiten zu, und bürdet die Last und die Nachtheile Andern auf. So ging es auch mit den geistlichen Senden, die so wohlthätig wirken konnten und in der That wirkten. Die Bischöfe, vornehm, reich und bequem geworden, trugen die Senden den Archidiakonen auf, die eine Lustreise und Erwerbsquelle daraus machten. Wo sie hinkamen, drückten sie das Land durch ihre Forderungen, empörten die Gemüther durch Stolz und Härte, fachten den glimmenden Funken des Haders

und der Zwietracht zur fressenden Flamme an, theilten, um zu herrschen und herrschten, im Dienst der Selbstsucht und des Eigennutzes. Der Segen, den sonst die erwünschte Anwesenheit des geistlichen Hirten, wie der Aufenthalt der Könige und ihrer Stellvertreter, dem Volke brachten, ward eine gefürchtete Landplage. Eine Bestimmung, ein Auftrag, die sonst im Interesse der Unterthanen erfüllt und vollzogen worden, waren jetzt einzig auf den Nutzen Derer berechnet, die sich nützlich machen sollten. Die weltlichen und geistlichen Senden waren fast mit Kaperbriefen zu vergleichen, die den Gesendeten erlaubten, Beute zu machen. Alle Institutionen sind Mittel und Werkzeuge; man braucht sie, um durch sie zu wirken; aber die Art der Wirksamkeit hängt von der Einsicht und dem Willen Derer ab, die sich ihrer bedienen. Das Schwert des Damokles, das über dem Haupte des Tyrannen schwebend, seine Willkür mäßigt, dient, ihm in die Hände gegeben, seiner Wuth. Für die Besorgung weltlicher Angelegenheiten erhielt der Bischof seinen Vogt, der die Polizei und die Pflege der Gerechtigkeit besorgte, den Frieden handhabte und als Reichsobrister die bischöflichen Truppen zum Heerbann führte. Erst ernannte sie der Kaiser; später, da die weltli-

chen und geistlichen Herren sich unabhängiger zu machen Mittel fanden, ward ihre Wahl den Kirchen überlassen. Nicht selten befehligten die Prälaten ihre Leute in Person und führten den Krieg auf eigne Rechnung, oder im Gefolge ihres Kaisers. Selbst die Strafgelder für Vergehen der bischöflichen Leute zog die kaiserliche Kammer ein, bis die Freigebigkeit der Regenten und besonders Ludwig's des Frommen sie nebst andern Abgaben den geistlichen Herren überließ. Es war allgemein anerkannt, daß der Bischof von allem Gute, was nicht zum Weih- oder Stiftungsgut gehörte, die darauf ruhenden Reichsdienste leisten mußte, und er hing durch das Lehensverband von dem Könige ab. Der König hatte die Erlaubniß zu Nationalconcilien und Provincialsynoden, und konnte körperliche Strafen gegen Geistliche, die sich bis zu einem gewissen Grade an den bürgerlichen Gesetzen versündigten, befehlen. So war die Geistlichkeit, wie sie auch Karl betrachtet hatte, eine Stütze der königlichen Macht und dieser in allem Weltlichen untergeben, und selbst im Geistlichen von ihr nicht unabhängig. Dies Verhältniß wäre ohne Zweifel auch fortbestanden, hätte die Kirche ihr Oberhaupt nicht in dem Fürsten eines fremden Landes anerkannt. Die Geistlichkeit hatte,

außer ihrem Könige, in dem Papste einen zweiten Herrn, und wie Standesvorurtheile und Vortheile immer stärker wirken, als die das Gefühl der Nationalität geben kann, so kam es leicht, daß ein deutscher Geistlicher mehr römisch war, als deutsch. Daß Rom nicht mehr der Sitz der weltlichen Macht war, begünstigte sehr die ehrgeizigen Absichten und Ansprüche seines Bischofs. In der Nähe des Kaiserhofs spielte das christliche Oberhaupt eine untergeordnete Rolle, die eines vornehmen Hofcaplans, eines Großen in der Umgebung der übrigen Großen, mit denen er, mehr oder weniger, auf gleicher Linie stand, und die sich alle vor dem Größten beugten. So verhielt es sich mit dem Bischof zu Konstantinopel. Selbst die christlichen Unterthanen mußten den Papst als das Haupt der christlichen Kirche wie ihren Herrn, wenn auch nur im Kirchlichen, in Sachen des Glaubens, betrachten und verehren. Sonst griff auch die Geistlichkeit durch das Ehebündniß, die Lösung und Hindernisse desselben, durch die Fast- und Feiertage, durch den Eid und andre religiöse Gesetze und Einrichtungen vielfältig und folgenreich in die tiefsten und innigsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein. Darin, daß der Fürst der Kirche im Auslande lebte, und gewöhnlich sogar ein Frem-

der war, lag großentheils der Grund der langen und feindseligen Erbitterung zwischen der Kirche und dem Staate. Ein Patriarch im eignen Lande wird dem Throne nicht so leicht gefährlich. Wenn die Geistlichkeit übrigens bei der allgemeinen Zersplitterung und Auflösung der höchsten Staatsgewalt, von der Jeder, der nicht gerade zum Dienen geboren oder verdammt war, einen Theil an sich zu reißen suchte, auch ihren Antheil wollte, wer mag sich darüber wundern? War ihr gutes Recht nicht wenigstens eben so gut als das Faustrecht? Wird gehorchen wollen, wer befehlen, oder zum Theilen sich erbieten, wer ein gewünschtes Gut allein besitzen kann? Darum sollte man gegen die geistliche Macht, die von Menschen geübt wird, wie die weltliche, nicht strenger seyn als gegen diese. Die Geistlichkeit war im Besitze des geringen Wissens der damaligen Zeit; sie fast allein war des Lesens und Schreibens kundig, und erhielt den Funken der alten Bildung, an dem sich das Licht der Zukunft wieder entzünden sollte; sie hatte Schulen angelegt und steuerte, so viel sie es vermochte, der allgemeinen Verwilderung; sie war die Dienerin der Religion, die, allen Völkern heilig, den Christen doppelt theuer seyn mußte, weil das Christenthum die höchsten Güter dieses Lebens ach-

ten lehrt, Freiheit, Recht, Sittlichkeit und Gleichheit, von denen die rohe Gewalt nichts wußte. Selbst die schonenden und schützenden Formen, die in die Gerechtigkeitspflege einige Gerechtigkeit brachten, verdankte man der Geistlichkeit. Sie hatte die Cultur des Landes und die Betriebsamkeit befördert, während dem die weltlichen Herren sich fast nur auf das Zerstören legten. Darum stand die Geistlichkeit nicht bloß bei dem Volke in Achtung, sondern war bei den Höfen und Mächtigen beliebt, oder ihnen unentbehrlich. Im Rathe bedurfte man ihrer Kenntnisse; die Stellen in den Kanzleien konnte man nur mit Geistlichen besetzen, und zu Gesandtschaften eigneten nur sie ihr Wissen, ihre Gesittung und feinere Bildung. Eben darum sehen wir sie auch im Besitze der Hof- und Staatsdienste, die mehr als die geschickte Behandlung der Waffen und Pferde erforderten, als Räthe, Abgeordnete und Canzler. Die Bischöfe auf ihren Senden wirkten wohlthätig für Frieden, Zucht, Ordnung und Gerechtigkeit, da die königlichen Abgeordneten ihren wichtigen Beruf schon lange nicht mehr erfüllten.

So war die Stellung der Geistlichkeit in jener Zeit, und es müßte in der That befremden, wenn sie dieselbe nicht erkannt und benutzt hätte. Den

römischen Hof leiteten freilich Gründe, die nicht immer aus der reinsten Moral, oder aus dem Geiste des Evangeliums flossen; aber die Macht, sie sey nun Einem, Mehreren oder auch der Gesammtheit eines Volkes gegeben, mögen wir vergebens in der Geschichte suchen, die sich durch die Grundsätze einer durchaus heiligen Lehre hätte bestimmen lassen. Die höchste Weisheit und die höchste Tugend kleiden sich in die gebrechliche Gestalt des Menschen, der sie übt, wie die reinste Flüssigkeit den Erdgeschmack des Gefäßes annimmt, das sie aufbewahrt. Der römische Hof sah sich an der Spitze der angesehenen und mächtigen Geistlichkeit und setzte sie der weltlichen Macht entgegen, die ihn und diese Geistlichkeit oft bedrängte. Erst machte man Versuche, die mißlangen; dann wurden sie zu gelegener Zeit wiederholt, und fielen, von Umständen begünstigt, besser aus, bis endlich der rechte Augenblick zur Entscheidung kam, und der rechte Augenblick auch den rechten Mann fand. Das ist der Gang aller Umwälzungen und großen Veränderungen in Staaten und in der Kirche. Der Erfolg entscheidet. Eine gescheiterte Unternehmung ist auch eine verurtheilte, wie die gelungene That sich selbst rechtfertigt. Wer kann, was er will, findet auch leicht Gründe, es zu dürfen,

da das Unvermögen vergebens alle Gründe für sich hat. Das ist die Apologie der Gewalt, der nur Gewalt zur Unterlage dient. Oefter hatte der Papst, seit dem Erlöschen der Karolinger, für sich und die Kirche nach Unabhängigkeit von der weltlichen, vorzüglich von der kaiserlichen Macht gestrebt, die ihm am nächsten und so auch am gehässigsten war. Erst wollte er wenigstens die Wahl des Oberhauptes der Kirche von dem Einflusse des Kaisers befreien; aber jeder Versuch dieser Art ward von den Monarchen zurückgewiesen, oder bestraft. Bis zum Aussterben von Karl's Geschlecht ward die kaiserliche Genehmigung zu jeder Papstwahl regelmäßig eingeholt. Otto der Große stellte das alte Recht, dem man sich in Rom gern entzogen hätte, in seiner ganzen Fülle wieder her; er setzte den Papst ab und ließ einen andern an seine Stelle wählen. Noch Heinrich III. that ein Gleiches. Es war ein Glück für die von allen Seiten angefochtene Macht und Würde des Kaisers, daß Viele von denen, die sie bekleideten, tüchtige Männer waren. Es ist wirklich keine gewöhnliche Erscheinung, eine Reihe von kräftigen Regenten auf dem Throne zu sehen, wie sie die Geschichte der sächsischen und salischen Kaiser, und später der Hohenstaufen zeigt, wenn sie auch ihre Kraft

oft zur Unzeit und besonders am unrechten Orte gebrauchten. Vorzüglich verstanden es die Salier, ihr Hausrecht zu üben und den Pantoffel nachdrücklich unter dem Stiefel zu halten, bis mit dem zu frühen Tode Heinrich's III. sich die Gestalt der Dinge änderte. Dieser kräftige Regent, der viel konnte, aber, seine Kräfte überschätzend, sich noch mehr zutraute, hatte sich auch eine Verbesserung der Kirche zum Ziele gesetzt. Das Unternehmen wäre allerdings an der Zeit gewesen, konnte aber nach der Art, wie Heinrich sich dabei benahm, nicht wohl gelingen. Seine Absicht war, die Kirche durch ihr eignes Haupt, den römischen Papst, zu reformiren, und zu diesem Zwecke mußte er ihm die Macht und das Ansehen geben, die zur Erreichung des Zwecks nöthig waren. Der Kaiser, der drei Päpste ernannte, um die erwünschte Verbesserung mit dem Haupte anzufangen, bedachte nicht im Vollgefühle seiner Kraft, und in der Sicherheit, die ihm dieses gab, daß die Waffen, die er dem römischen Stuhle lieh, gegen sein eignes Haus gewendet werden könnten. Wie sehr eine Reform der Kirche zu wünschen war, zeigte besonders die Lebensweise der Geistlichkeit, die uns glaubwürdige Berichte schildern. Durch Reichthum und Wohlleben waren die Prälaten üppig ge-

worden und ließen ihren Gelüsten freien Lauf, indem sie sich weichlichen Ausschweifungen hingaben, oder im Felde als Krieger dem wilden Ungestüm eines rohen Gemüthes folgten. Es erregt Schaudern, wenn man das Verzeichniß von Lastern und Verbrechen liest, deren Bischöfe und Aebte öffentlich beschuldigt, zum Theil überwiesen wurden. Das kam mit daher, weil die hohen geistlichen Würden nicht an das Verdienst und die Frömmigkeit, nach ihrer Bestimmung, vergeben, sondern von der Habsucht um Geld verkauft, oder von der Gunst an oft nichtswürdige Lieblinge verschenkt wurden. Man betrachtete die einträglichen Stellen bei Stiftern und Capiteln als eine Versorgungsanstalt für die nachgebornen Söhne vornehmer Edelleute. Diese eben nicht fromme Ansicht war so allgemein, daß man in einer und derselben Zeit in einem und demselben Stifte zwanzig Söhne von Königen und Fürsten fand. Der unmäßige Standesgeist des Adels hatte sich in dem Grade ausgebildet, daß der Edelmann nicht nur allein mit einem Ebenbürtigen im Turniere kämpfen, sondern auch im Chore singen und beten wollte, und die Wahl des Kaisers Otto I., der seinen verdienten Kanzler Willigis zum Erzbischof von Mainz ernannte, bittern Tadel fand, weil der Gewählte von

gemeiner Abkunft war. Auch gebührt die Ehre der sinnreichen Erfindung der sieben Heerschilde, welche die sieben Abstufungen des Adels so gut bezeichnen, dieser Zeit.

Die Päpste selbst erhielten sich von dem allgemeinen Verderben so wenig rein, daß manche von ihnen, wie an Würde, so auch an lasterhafter Ausschweifung die übrigen Prälaten noch übertrafen. Natürlich war dies nicht allgemein, wie es sich von selbst versteht, und ausgezeichnete Tugenden glänzten nur um so herrlicher mitten in der herrschenden Entartung, wie die Sterne aus dem Dunkel des Firmaments hervor. Hatte doch das verworfene Kaiserrom und das schlechte Byzanz seine Weisen und Helden! Auch sinkt die Menschheit nie so tief, daß sie ihre höhere Bestimmung ganz verleugnet. Das Uebel wäre wohl bei der Geistlichkeit nicht so groß geworden, hätte sie die weltliche Herrschaft nicht mit der geistlichen unnatürlich vereint. Beide bilden im Staate ein Gegengewicht, und erweisen sich ihm auch dadurch nützlich. Ist der Sittenlose aber Sittenrichter, und besitzt der Sünder selbst die Gabe, die Sünden zu vergeben, dann fehlt es der Tugend wenigstens an einer Aufmunterung, und dem Laster an einem Zügel. Da trieben sich nun die Diener Gottes, die Lehrer der Religion, die dem Geiste des

Evangeliums durch That und Wort Glauben und Eingang verschaffen sollten, als Kanzler, Gesandten, Geheimschreiber, in weltlichen Geschäften und Zerstreuungen an Höfen, oder als Krieger im Felde umher. Aus diesem schmählichen Zustande die Kirche zu befreien, hatte Heinrich III. den kühnen Entschluß gefaßt. Da ihm viel gelungen war, und er die Selbstständigkeit des Reichs in der Erhaltung seiner kaiserlichen Macht so nachdrücklich gerettet hatte, so ist man geneigt zu glauben, er würde auch das schwere Werk, die Kirchenverbesserung durch den Papst, vollendet haben, hätte ihn der Tod nicht vor dem vierzigsten Jahre von seinem thätigen Leben abgerufen. Mancher gefeierte Held in der Weltgeschichte ist für den Glauben an seine Macht und Klugheit zu rechter Zeit gestorben, und der frühe Tod, von dem man mit Bedauern glaubt, er habe seinen Ruhm geschmälert, hat ihn oft gerettet.

Nach dem Tode Heinrich's III. verwaltete dessen Wittwe, im Namen ihres minderjährigen Sohnes, das Reich. Die Großen aber ertrugen diese Herrschaft ungern, und der Erzbischof Hanno von Cöln, im Einverständniß mit einigen Andern, die gern selbst regieren wollten, raubten den zwölfjährigen Knaben seiner Mutter, und entführten ihn ge-

waltsam. Hanno gesellte sich später den Erzbischof Adalbert von Bremen bei, einen verschlagenen, geschickten, aber hochfahrenden, eigenmächtigen und gewissenlosen Mann. Dieser wußte sich des Gemüthes des jungen Königs durch einschmeichelnde Kunst zu bemächtigen, und leitete ihn mit dem zweiten Lieblinge, einem Grafen Werner, unumschränkt. Die Art, wie diese beiden Männer das Reich verwalteten, scheint der Willkürherrschaft des schlechtesten Staates im Oriente anzugehören. Die geistlichen und weltlichen Aemter, Bisthümer und Abteien, Gnade und Gerechtigkeit, alles war für Geld feil und ward dem Meistbietenden schamlos zugeschlagen. Ihre Freunde beschenkten sie mit geraubten Gütern und theilten sich in die Klöster, die ihnen zusagten, durch das Loos. Damit der junge König nie den Willen und die Kraft erlangen möge, die Regierung selbst zu führen, sah Adalbert allen Gelüsten des ausschweifenden Jünglings nach und munterte sie noch auf. Er wollte durch die Unfähigkeit des königlichen Pfleglings den eignen unentbehrlichen Einfluß verewigen, indem er seinen unerfahrnen Herrn durch Wollust entnervte und durch gefällige Nachsicht sich zugleich der Dauer seiner Gunst versicherte. Der Zögling zeigte sich des Lehrers würdig. Heinrich

lebte, auch da er vermählt war, öffentlich mit Lustdirnen, die er unterhielt, und machte auf Streifpartien, bei denen er sich würdige Gefährten zugesellte, Jagd auf Mädchen und Frauen, von deren Schönheit er gehört, und schämte sich gegen sie keines Mittels der Gewalt und der Verführung. Es grenzt an das Unglaubliche, was die Geschichte von der wilden, unnatürlichen Lust und der Sittenlosigkeit des jungen Heinrich's erzählt. Dabei zeigte er sich gewaltthätig, wie ein Mensch, der nur seine Neigung und Launen als Gesetz erkennt, hochfahrend im Uebermuth des Glücks, als ihn das Unglück später eben so feig und demüthig fand, dabei grausam und treulos. Er mißhandelte die Großen, die ihm oder seinen Günstlingen mißfielen, beraubte sie ihrer Würden und Stellen unter nichtigen Vorwänden, und fand sogar ein Vergnügen darin, das elende Volk zu peinigen und seiner Klagen zu spotten. Um die Achtung und Neigung der Menschen unbekümmert, setzte er sein Vertrauen auf sein wüstes Kriegsvolk, das ihm anhing, weil er seine Raubsucht und Ausschweifung gefällig übersah.

Um den Bischof von Mainz zu bestimmen, des Königs Scheidung von seiner Gemahlin Bertha zu bewirken, versprach ihm dieser den Zehnten in Thü-

ringen, den auch der Prälat mit aller Strenge einzutreiben Anstalten traf. Da er nun in das Land mit Truppen eingefallen war, die das Volk unmenschlich quälten, schickte dieses, gutmüthig vertrauend auf seinen König, Abgeordnete an ihn, und flehete um Rettung aus harter Noth. Heinrich empfing die Klagenden gnädig, sagte ihnen Hülfe zu, und die Hoffenden eilten, die Freude und den Trost nach der bedrängten Heimath zu bringen. Da er die Getäuschten auf solche Weise sicher gemacht, fiel er unversehens in ihr Land, besetzte es feindlich und nahm zwei Grenzschlösser weg, durch die er es mehr in seine Gewalt bekam. Noch härter verfuhr er in Sachsen, wo er viele Burgen erbauen ließ, die er mit seinem Volke besetzte, um die Einwohner in Unterthänigkeit zu erhalten. Das Kriegsvolk lebte wie in Feindes Land, beraubte die Umgegend, entführte gewaltsam die Frauen, und schickte sie ihren Männern und Eltern wieder mit Hohn zurück. Heinrich haßte die Sachsen, die ein gewisses Gefühl von männlicher Freiheit am längsten bewahrt hatten, und war ihnen durch ein natürliches Gefühl feind, wie alle Willkür stolzer Selbstständigkeit. Die Sachsen hatten das Mögliche versucht, um den König sich gnädig zu machen; da aber jeder Ruf an seine Gerech-

tigkeit, jede Bitte um schonende Behandlung fruchtlos war, wählten die Verzweifelten den einzigen Weg, der Rechtlosen übrig bleibt. Die Großen versammelten das Volk, zu dem, vor den Andern, der Herzog Otto sprach. Das rechte Wort bietet sich leicht für Das, wovon das Herz voll ist, und findet schnell Eingang bei Denen, die ein gleiches Gefühl beseelt. Heinrich hatte so viel gethan, daß es der Rede kaum mehr bedurfte. Ueber sechzigtausend Mann erboten sich zugleich die Waffen zu nehmen, für die Rettung aus gemeinsamer Noth und die Aufrechthaltung vaterländischer Gesetze. Doch ehe man zum Aeußersten schritt, wollte man noch einmal den Weg der Güte versuchen, und es ging eine Gesandtschaft von Sachsen an den König nach Goslar ab (1073), wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Diese trug ihm vor: „Er möge die zahlreichen Burgen, die er in ihrem Lande, als eben so viele Zwinger, angelegt, schleifen; den sächsischen Fürsten, die er ihres Eigenthums gewaltthätig beraubt, ihr Recht angedeihen lassen; die Gegend, der er nun schon so lange im üppigen Müßiggange beschwerlich gefallen, endlich einmal verlassen, und andere besuchen; die schlechten und gemeinen Leute, durch deren Rath er sich selbst und den Staat zu Grunde richte, entfer-

nen, und nach des Reichs Gesetzen im Einverständnisse mit den Fürsten regieren; das Heer von feilen Dirnen, das er, zu allgemeiner Aergerniß, beständig um sich habe, fortschicken; seine mißhandelte Gemahlin anerkennen und als solche behandeln, und überhaupt sich von den Thorheiten und Lastern, mit denen er seine Jugend befleckt und entehrt, endlich losmachen. Verstehe er sich zu diesen verschiedenen Punkten, dann wollten sie ihm ferner als Freie und in einem freien Lande Geborne dienen; weigere er sich aber dessen, dann sagten sie sich von ihm, als einem Feinde der Menschen und des christlichen Namens, los, entschlossen, ihre Freiheit gegen ihn bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen." Den König machte die verwegene Botschaft erst bestürzt, dann, nachdem er sich etwas gesammelt und seine Umgebung ihm Muth zugesprochen hatte, ging er, seiner leichtfertigen Natur gemäß, zu entgegengesetzten Gefühlen über und entließ die Abgeordneten mit Verachtung und Spott. Doch machte die Erfahrung, wie des Königs Leute sich in Sachsen betragen, und welche schmähliche Behandlung die Bewohner des unglücklichen Landes zu erdulden gehabt, auf die Fürsten keinen guten Eindruck. Sie selbst hatten sich über die Gewaltthätigkeit und den Leichtsinn Heinrich's

vielfach zu beklagen. Sie waren dem Könige zum Theil nur zugethan, in wie weit er ihrem eignen Interesse diente, und da sie weder Achtung noch Neigung für ihn empfanden, so beschlossen sie, ihn des Throns zu entsetzen. Zu Mainz sollte zu einer neuen Königswahl geschritten werden.

Unter diesen Umständen zog Heinrich sich an den Rhein zurück, wo er auf die geprüfte Anhänglichkeit der Bewohner zählen konnte. Mit wahrhaft edler Treue waren die rheinischen Städte den Saliern unerschütterlich ergeben. Da der König sich Worms näherte, zog ihm die damals zahlreiche und begüterte Bürgerschaft gewaffnet zum feierlichen Empfang entgegen. Sie bot ihm Leben und Vermögen an. Den Bischof, der es mit des Königs Feinden hielt, hatte sie vertrieben. Das großmüthige Anerbieten der bedeutenden Stadt, an die sich andere mit gleicher Gesinnung angeschlossen haben würden, gewann dem Könige eine flüchtige Aeußerung des Beifalls, aber kein Vertrauen ab. Hätte Heinrich es verstanden, seine wahren Freunde zu erkennen und sich ihrer Hülfe zu bedienen, wie ganz anders konnte sich sein Schicksal und das des Reichs gestalten! Aber das ist das unselige Loos des Königthums, daß es die Nation nur zu oft in seiner eitelen Umge=

bung sieht, und die wahre Kraft des Staates und die Stütze seiner Macht in den gebrechlichen Werkzeugen seines eignen oder fremden Stolzes findet. Jahrhunderte schon währte der Kampf zwischen der Krone und dem Adel mit ungleichem Erfolge. Die Großen hatten sich die edelsten Vorrechte des Königs angeeignet und waren noch immer mit Entwürfen zu seiner Erniedrigung beschäftigt. Sie gingen eben damit um, Heinrich abzusetzen, und doch betrachtete dieser sie als die einzigen Befreundeten, denen er sich mit Ehre und Sicherheit anschließen dürfe. Man glaubt hier, unter Menschen, jene sonderbare Erscheinung in dem Thierreiche zu sehen. Die Klapperschlange kündigt sich denen, die sie verschlingen will, mit schreckendem Geräusche an; die Geängstigten, die entfliehen wollen, bewegen sich, besorgt um ihre Rettung, wie gebannt durch einen Zauber, so lange um ihren Feind, bis er sie gemächlich fassen und verzehren kann. Sahen wir doch in unseren Tagen einen Mann von ganz anderem Gehalte als Heinrich, der durch gleichen Irrthum unterging! Und dieser Mann, mit einer Kraft und Einsicht begabt, wie man sie selten auf einem Throne fand, war aus dem Schoße der Nation hervorgegangen und zur höchsten Macht und Würde, die je ein

Sterblicher besaß, von derselben Nation erhoben worden. Dieser Mann, gefallen durch eigne Schuld, den Verrath der Großen, die es durch seine Wohlthat waren, besiegt und geächtet durch des Feindes Uebermacht, zeigt sich unerwartet unter dem Volke, das ihm, dem Undankbaren, dankbar geblieben war, und es schließt sich freudejauchzend seinem schweren Verhängnisse an und führt ihn nach der Hauptstadt auf den kaum verlassenen Thron zurück. Dieser Mann, sich des Sieges schämend, den er dem schönsten Gefühle verdankte, mit dem ein Volk beglücken kann, konnte sagen: „In allem dem, es ist nicht zu leugnen, war etwas Jacobinerwesen.“ Derselbe Mann ging durch eigne Schuld, den Verrath der Großen, die er erhoben hatte, und die Uebermacht der Feinde zum zweitenmal, aber ohne Rettung, unter.

Läßt es sich vielleicht leugnen, daß fast in ganz Europa, wo das Königthum ein Spielwerk des Feudaladels geworden war, sein Ansehen, seine Macht und Würde durch den Bürgerstand wieder hergestellt worden ist? Wer das leugnen wollte, der müßte die Geschichte wenig kennen. Man darf nur einen flüchtigen Blick auf die von Frankreich, England und Deutschland werfen. Es ist allerdings kaum einem

Fürsten zu verargen, wenn er an uneigennütziger, aufrichtiger Ergebung zweifelt und nur an Eigennutz und Selbstsucht glaubt; aber bedauern muß man, daß gerade diejenigen, die allein diesen Glauben rechtfertigten, zum Nachtheil der Fürsten und Völker allein Vortheil aus ihm zogen. Das Volk ist unstät, abergläubig und unbesonnen, aber gefühlvoll und des Dankes fähig. Ein leicht zu behandelnder Stoff; für den, der es zu behandeln weiß, ist es, was man aus ihm macht. Es gehört nicht viel dazu, das Volk zu leiten und zu verleiten, zu führen und zu verführen. In den Ausbrüchen seiner Leidenschaft kennt es weder Ziel noch Maß; aber schwerfällig und dem Zuge der Gewohnheit folgend, läßt es sich nicht leicht aus seiner alten Lage bringen, und bewegt sich selten durch sich selbst. Wo es sich grausam, ungerecht und undankbar erwiesen, war es durch fremden Einfluß bestimmt. Leicht zu bethören wird es leicht ein Spielzeug des Betrugs. Betrogene aber gibt es nur durch Betrüger, und man muß erstaunen und bedauern, daß immer von jenen, und so selten von diesen die Rede ist. Es läßt sich nachweisen, daß unter zwanzig Verschwörungen gegen die Gewalt oder das Leben der Könige das Volk kaum an einer thätig Theil genom-

men, und daß bei allen, die das Volk durch Aufstand unterstützt und begünstigt hat, Edelleute oder Priester an der Spitze standen. Beispiele dagegen, daß Fürsten durch den Bürgerstand gerettet worden, sind nicht selten, und fast jede Nation hat ihre Dalekarlier, die ihr wenigstens nie fehlten, wenn sie einen Gustav Wasa hatte. Indessen mag der, welcher die Menschen, und besonders des Volkes Tugenden und Mängel kennt, am sichersten der Meinung seyn, der folgsamsten Gläubigen erfreuten sich die Seelenhirten, die neben der Hauptkirche der Liebe und des Vertrauens auch ein Filial der Furcht und Hoffnung haben.

Heinrich, der zu den Städten, die ihm ergeben waren, kein Vertrauen fassen konnte, suchte sich den Fürsten zu nähern, die in Mainz zum Wahltage zusammenkamen, um ihm einen Nachfolger zu geben. Wenige aber fanden daselbst sich ein, und den Wenigen fehlte es an Muth zu handeln, weil sie die Ergebung der rheinischen Bürger fürchteten, die sich so entschlossen für den König erklärt hatten. Die Fürsten würdigten die Hülfsquellen Heinrich's ganz anders als er selbst. Dieser ließ sie unerwartet bitten, sich zu einer Unterredung nach Oppenheim zu begeben. Die Fürsten folgten der Bitte nicht

ohne Besorgnisse. Aber wie erstaunten die Fürchtenden in freudiger Ueberraschung, als sie sahen, daß sie gefürchtet wurden! Heinrich trat flehend unter sie, demüthigte sich bis zum Niederknien vor den Stolzen, und zum reuigen Bekenntniß seiner frühern Vergehen, die er mit seiner Jugend entschuldigte, und verhieß Besserung. Die feige Selbsterniedrigung des Königs steigerte natürlich den Uebermuth der Großen, und die, welche Verzeihung erbitten sollten, und sie dankbar als eine Gnade angenommen hätten, machten jetzt Schwierigkeiten, sie zu bewilligen.

Indessen siegte Heinrich, der sich auf das Theile um zu herrschen als auf die einzige fruchtbare Maxime seiner Regierungskunst ziemlich gut verstand, durch seine Ränke und Verschlagenheit. Durch Heuchelei bestach er die Gutgesinnten, die Ehrgeizigen und Eigennützigen durch Verheißungen, die er nicht zu erfüllen gedachte. Die Sachsen ließ er Vergebung, Die, so zu ihm übertreten würden, Belohnung, und die Getreuen die Güter der Unterworfenen als eine sichere Beute hoffen. Alle Mittel der Verführung und List, selbst der Aberglaube, wurden angewendet, und die entwürdigte Religion mußte der entwürdigten Staatskunst die Hand zur Erreichung ihres Zweckes bieten. Auch geschah, was

in der Geschichte dem frommen Glauben und der gutmüthigen Tugend, denen in dieser Welt sich alles nach den Gesetzen der Sittlichkeit und des Rechts ausgleichen soll, oft so widerlich auffällt; die gewandte Schlechtigkeit siegte über die gute Sache der Ehre und des Gewissens. Diese Erscheinung, welche so viele Geschichtschreiber, die in dem Gange der Angelegenheiten unserer Welt einen praktischen Curs der Logik und der Moral sehen möchten, in große Verlegenheit setzt, weil sie nicht erklären können, was sie zu erklären nicht berufen sind, wie nämlich der Sieg des Unsinns über den Verstand, der des Verbrechens über die Tugend sich mit der Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers in Einklang bringen lasse; diese Advocatur der Vorsehung, die wohl am besten selbst erklären und rechtfertigen könnte, was sie gethan, wenn sie sich dazu verpflichtet fühlte, hat die lächerlichsten Systeme von dem Manichäism bis zum Optimism erzeugt, wie denn die Sucht darzuthun und zu beweisen, was sich nicht darthun und beweisen läßt, immer nur zu gewagten, gewöhnlich lächerlichen Hypothesen führen kann. Der Mensch will in der äußern Weltordnung einen Abdruck seiner innern sehen; aber beide Welten, obgleich sich nahe und in einander greifend, folgen ihren eigenen Ge-

setzen. Der Aberglaube muß, um sich freundlich zu verbinden, sogar Wunder haben. Die Natur trauert bei Cäsar's Tode, und verläßt des ungeheuern Ereignisses wegen auf Augenblicke ihre ewige Bahn. Der eitle Mensch! Was geht Cäsar's Tod die Sterne und die Gräber an? Kein Blatt fällt mehr oder weniger vom Baum, mag Cäsar leben oder sterben.

Heinrich siegte; die Fürsten sammelten sich noch einmal ergeben um ihn her, und die Sachsen unterlagen in einer mörderischen Schlacht, die an der Unstrut geliefert ward.

In so weit war nun der Kaiser mit seinen Feinden fertig, als ein neuer, furchtbarer als die frühern, sich gegen ihn erklärte. Heinrich achtete ihn anfangs wenig; aber er lernte ihn später durch eine schmerzliche Erfahrung besser kennen. Es war Hildebrand, als Papst unter dem Namen Gregor VII. bekannt. Italiener von Geburt, schmerzte ihn die Erniedrigung seines Vaterlandes, das in der Vergangenheit sich so glorreich über alle Staaten der Erde erhob; derber Plebejer, hatte er die unverdorbene Kraft seines Standes und den Stolz desselben, der sich um so gerechter glaubt, weil er auf persönlichen Werth und eigenes Verdienst gegründet

ist. Von der niedrigsten Stufe der Gesellschaft — er war der Sohn eines gemeinen Handwerkers — hatte er sich bis zur höchsten durch sich selbst erhoben. Stolz im Gefühle dessen, was er vermochte, und den leeren Prunk des eitlen Scheins verachtend, zeigte er gegen Schwächen, die er nicht theilte, und gegen angeerbte Auszeichnungen, die er hatte verdienen müssen, da Andere sich verdienstlos in ihrem Besitze sahen, eine Härte, oft eine Erbitterung, die seine Persönlichkeit und die früheren Verhältnisse seines Lebens nicht erklären. Hildebrand kannte übrigens die Menschen, wie sie jeder, der arm geboren und auf sich selbst gestellt ist, kennen lernt, da sich Niemand vor ihm zu verbergen die Mühe nimmt. In Deutschland und Frankreich war er öfter gewesen und hatte in seiner Stellung, als Rathgeber und Begleiter der Abgeordneten des römischen Hofes, der Päpste, oder ihrer Geschäftsführer, Gelegenheit gehabt, sich eine genaue Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse und der einflußreichsten Personen zu verschaffen. Noch ehe er auf den römischen Stuhl erhoben worden, leitete er dessen Angelegenheiten, und in der spätern Zeit fast unumschränkt. Sein Geist war der Geist des Hauptes der kirchlichen Macht geworden. An der Sache haltend, und um

den Namen unbekümmert, die Wirklichkeit ergreifend, und den Schein verachtend, war er zufrieden, im Auftrage Anderer die Gewalt zu üben, und in der That zu seyn, wofür seine Vorgesetzten zu gelten sich begnügten. Auch sieht man nicht, daß er sich um die höchste Würde in der Kirche besonders eifrig beworben hätte. Es gibt Menschen, die in Bedrängnissen und allgemeiner Noth, oder wo man überhaupt mit seiner Person bezahlen muß, den ersten Platz nicht zu suchen brauchen; er sucht sie selbst. Gregor gehörte zu denen, die alles an das setzen, was sie für ihren Beruf erkennen, als Freunde den Schwachen, die sich leiten lassen, erwünscht, denen lästig, die einen Willen haben, oder eifersüchtig auf ihren Einfluß sind, dem Feinde stets gefährlich, weil sie durch gewöhnliche Mittel eben so schwer zu gewinnen als zu schrecken sind. Solche Naturen siegen, oder gehen unter. Hildebrand kündigte schon durch den Namen an, den er sich nach seiner Wahl beilegte, wer er sey, und künftig zu seyn gedenke. Gregor VI., den der Kaiser Heinrich III. nicht als Papst bestätigt hatte, war sein Freund gewesen. Hildebrand nannte sich Gregor VII., und sagte durch diesen Namen, daß er anerkannte Freunde und ausgesprochene Gesinnungen zu verleugnen unfähig

sey, auch von der kaiserlichen Macht in dieser Sache sein Urtheil nicht bestimmen lasse. Er fühlte sich berufen, auch eine Macht zu seyn, und ging entschlossen seinem Berufe entgegen. Doch war, nach was er strebte, nicht seine persönliche Sache, sondern die der Kirche, die er aus dem Joche des Staates, wie er meinte, befreien, ja über den Staat selbst setzen wollte.

In Hildebrand finden wir einen Mann, der wußte, was er wollte, und auch entschlossen war, seinen Willen durchzusetzen. Das aber macht die historischen Charaktere, wenn anders das Glück ihnen nicht einen angemessenen Wirkungskreis versagt. Die That ist allerdings die Frucht der Einsicht und des Willens, ein rechtmäßiges Kind seiner Eltern; in dem Erfolge aber, der es beachtet in die Welt einführen muß, sehen wir ein Pathengeschenk des Glücks. Ein großer Mann unserer Zeit sagte: Das Wort Unmöglich ist nicht in meiner Sprache. Er und Seinesgleichen haben Recht; der Kraft und Beharrlichkeit ist alles möglich. Der darf nach dem Höchsten streben, der entschlossen ist, das Höchste daran zu setzen. Columb, dem keine Macht einige Schiffe borgen wollte, mit denen er zu der alten Welt eine neue zu fügen versprach, hat diese doch entdeckt, und

Paul Jones ist auch ohne Flotte ein Seeheld geworden. Es gibt Naturen, die sich mit keinem zweiten Platze begnügen; versagt das Schicksal ihnen den ersten in Rom, dann nehmen sie ihn in einem Dorfe. Das haben übrigens auch die Thörichtsten mit den Gescheidtesten gemein, daß sie wollen, was der Menge unerreichbar scheint. Darin aber liegt wieder zwischen ihnen der Unterschied, daß diese ihre verlachten Träume wirklich machen, jene dagegen nicht. Hannibal's und Bonaparte's italienische Feldzüge waren im Entwurf Projecte von Abenteurerei; ausgeführt wurden sie Heldenthaten. Darum macht die Charakterstärke, die Kraft des Willens, vor allen Vorzügen den Mann. Es mag an jeder hohen Schule, vielleicht an jedem Collegium, Professoren geben, die an vielseitigem Wissen und gelehrter Bildung Cromwell und vielleicht Washington übertreffen; aber was würden sie an ihrer Stelle seyn?

Die beiden Grundpfeiler, auf welche Gregor dem Bau seiner Kirche aufführen, und die Größe und Macht derselben stützen wollte, waren die Unabhängigkeit der Geistlichen von allem weltlichen Einflusse und der ehelose Stand derselben, der sie dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben entfremdete. Die

Macht der Worte kennend, wenn auch kein Begriff, oder ein sehr unrichtiger, damit verbunden wird, nannte er selbst die Belehnung der Prälaten, durch welche sie von der weltlichen Herrschaft weltliche Güter empfingen, Simonie, und die Priesterehe Concubinat. Es ist schon viel gewonnen, wenn man verhaßte Menschen oder Dinge mit Namen bezeichnen kann, mit denen der Begriff der Strafbarkeit, des Lächerlichen oder Verächtlichen einmal verbunden ist. Daß mit der Vergebung der geistlichen Würden ein ungeheurer Mißbrauch, und besonders unter Heinrich IV., getrieben ward, ist nicht zu leugnen. Der ursprüngliche Fehler aber lag in der Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, des Zeitlichen und Ewigen, welche die Priester selbst veranlaßt hatten. Sie bewarben sich um die angesehensten und einträglichsten Hofstellen, zu denen sie die geringe wissenschaftliche Bildung, die sie noch vor dem Adel auszeichnete, fähig machte. Die Geistlichkeit, die, mit dem Gebote und Verdienste der christlichen Armuth im Widerspruch, beständig gern weltliches Gut erwarb, hatte mit den weltlichen Herren um die Wette Lehen an sich gebracht. Bischöfe und Aebte waren in deren Besitze und darum Vasallen ihrer Herren, von denen sie die Güter erhalten hatten. So waren sie

auf Kosten des Königs und des Staats reich geworden und natürlich zu dem Dienste verpflichtet, der sich von dem Besitze solcher Güter, ihrer Bestimmung gemäß, nicht trennen ließ. Als Bischöfe und Aebte empfingen sie die Belehnung nicht, obgleich sie auch als Geistliche nie wagen durften, auf Unabhängigkeit von der Staatsgewalt Anspruch zu machen, sondern als Vasallen, die mit weltlicher Verpflichtung weltliches Gut bekamen. Wollte man auch dem Aergerniß und den Mißbräuchen, die aus dieser unnatürlichen Stellung der Diener des Friedens und der Religion entstanden, nach Grundsätzen des Rechts abhelfen, dann mußte die Geistlichkeit zu ihrer Bestimmung zurückgeführt werden, und den Gütern, die sie als Lehen besaß, entsagen. Das aber lag so wenig in den Absichten der Priesterschaft, als in denen ihres Hauptes. Das weltliche Gut wollte man, aber mit geistlicher Unabhängigkeit, den Vortheilen, die ein solcher Besitz gewährte, wollte man nicht entsagen, aber den lästigen Bedingungen, die damit verbunden waren, sich entziehen. Es war eine ungeheure Anmaßung, die nur Willkür erfinden, und nur Gewalt behaupten konnte.

Der zweite Schlag, den Gregor im Verbote der Priesterehe schlug, traf noch empfindlicher. Die

halbe Geistlichkeit empörte sich gegen diese Gewaltthätigkeit, welche die zartesten Bande der Natur zerriß. Die Sittenlosigkeit war allerdings bis zu einem hohen Grade gestiegen, und die Geistlichkeit, die das Beispiel eines christlichen Wandels, der Mäßigung und Ordnungsliebe geben sollte, blieb auch in diesem Punkte hinter den Weltlichen nicht zurück; wem aber sollte es einfallen, den ehelosen Stand als ein Mittel vorzuschlagen, die Sittlichkeit und Ordnungsliebe wieder herzustellen und zu befestigen, wenn er es anders aufrichtig damit meint? Die Ehe verschlingt in die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, daß man mit Weib und Kind erst recht ein Vaterland, eine Heimath gewinnt, und mit dem Wohl und Wehe der übrigen Staatsgenossen befreundet wird. Nur der Verehlichte ist wahrhaft ein Bürger, ein Unterthan, das letzte Wort in seinem guten und bösen Sinne genommen. Soll die Priesterschaft außerhalb des Staates stehen, sich vielleicht über ihn erheben, einen eigenen Zweck verfolgen, der sich von dem des Staates entfernt, von dem Befehle eines Oberhauptes abhängig werden, das nicht das Oberhaupt des Staates ist, dann darf ihr eheloser Stand empfohlen, ja geboten werden. Man hatte schon in frühern Zeiten, und besonders

am Ende des vierten Jahrhunderts, den Versuch gemacht, die Priesterehen zu verbieten; aber es gelang nicht, diese Maßregel allgemein und mit Strenge durchzusetzen. Die Kirchenversammlung zu Nicäa wagte es nicht einmal, die Ehelosigkeit bloß den höhern Geistlichen zur Pflicht zu machen, so gefährlich schien ihr das Unternehmen. Gregor fand aber in dem, was Andere ohne Erfolg versucht, keinen Maßstab für sein Vermögen. Er verbot die Priesterehe unbedingt, und bedrohte selbst diejenigen mit dem Banne, die eines verehlichten Priesters Messe hören würden. Die Gährung und die Widersetzlichkeit war fast allgemein in Italien, in Frankreich und Deutschland, und es kam zum Aufstand und inneren Kriege, wo schreckliche Gewaltthätigkeit verübt und Blut vergossen ward. Gregor ließ unbewegt den Sturm vorüberziehen, und bestand mit gleicher Beharrlichkeit auf der Vollziehung des Beschlusses.

Erzwungene Ehelosigkeit ist immer eine Sünde gegen die Natur. Sie einem ganzen Stande auferlegen, ohne Rücksicht auf Alter und Neigung, kann für die Gesellschaft so gefährlich werden, als es grausam gegen die Einzelnen ist, die man so ungerechter Vorschrift unterwirft. Freiwillige Ehelosigkeit dagegen, auch das läßt sich nicht bestreiten, kann unter

gewissen Verhältnissen eine Tugend und, edler Bestrebungen für die Gesellschaft wegen, verdienstlich seyn. Es gibt keine Gründe, aus denen sogar ein Stand sich nicht zu ihr verpflichten dürfte, wird nur dabei auf Alter und Beruf mit nöthiger Vorsicht Bedacht genommen. Wer einem höhern Zwecke, sey es der Wissenschaft, der Religion oder dem Staate, ausschließlich leben will, darf ihm seine Neigungen, Genüsse und Bequemlichkeiten, nur keine Verbindlichkeit gegen Andere opfern. Bestimmt zum ehelosen Stande eine freiwillig übernommene Pflicht, deren Erfüllung er erleichtert, und nicht ein Vortheil, der damit verbunden ist, dann läßt sich auch erwarten, daß nur Berufene sich zu ihm entschließen.

Zufolge der Ansicht des Papstes Gregor über Simonie war (1074) durch eine Synode zu Rom beschlossen worden, daß, wer immer ein Bisthum oder eine Abtei aus weltlicher Hand empfange, weder als Bischof noch Abt gelten, und außerdem mit dem Banne belegt seyn solle; dieselbe Strafe ward gegen den Kaiser und jeden weltlichen Fürsten erkannt, der diese Belehnung vornehmen würde. Heinrich ließ sich durch das Benehmen des Papstes nicht stören, sondern verfuhr wie früher mit den geistlichen Würden im Reiche, die für ihn und seine Günst-

linge eine Quelle reicher Einkünfte geworden waren. Da entsetzte Gregor (1075) die Bischöfe von Speier, Bamberg und Strasburg und den Erzbischof von Bremen, die ihre Aemter von dem Könige gekauft haben sollten, und sprach den Bann über fünf von dessen Räthen aus, die dafür galten, daß sie sich aus dem Handel mit geistlichen Würden ein besonderes Geschäft machten. Heinrich ging unbekümmert seinen Weg, aber mehr aus Leichtsinn als aus Festigkeit. Da lud Gregor ihn noch am Schlusse desselben Jahres (1075) auf die nächste Fastenzeit persönlich nach Rom, um sich über die gegen ihn vorgebrachten Anklagen zu rechtfertigen; würde er nicht erscheinen, dann träfe auch ihn der Bann.

Bei den Neueren findet man manchmal glücklich in Worten ausgedrückt, was die Alten schon nicht weniger glücklich gethan. Danton, einer der Helden der Revolution, in der das Unwahrscheinlichste wahr geworden, empfahl zu ihrem Erfolge Verwegenheit, wieder Verwegenheit und immer Verwegenheit. Saint-Just, der sich nicht weniger darauf verstand, sagte: „Nur immer gewagt! Das ist die ganze Politik der Revolution." Es ist auch mehr als die Hälfte der Politik bei jeder gefährlichen Unternehmung. Was die Menschen in Erstaunen

setzt, das hilft sie unterjochen. Dieselben Leidenschaften sind immer die Hebel großer Unternehmungen gewesen. Die Individuen wechseln; die Gattung bleibt sich gleich. Die Sprachen sind verschieden; doch, was sie auszudrücken haben, ist immer und allenthalben so ziemlich dasselbe.

Heinrich ward wirklich in Bann gethan, und der Papst lud die Fürsten Deutschlands ein, zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Zu diesem Ende versammelten sie sich auch zu Tribur und faßten den Entschluß, daß Heinrich der Regierung entsagen müsse, bis er wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen sey; und wenn dies nicht in Jahresfrist geschehe, solle er keine Ansprüche mehr auf die deutsche Krone haben. Heinrich war betäubt, rathlos; seine Freunde, die nur Freunde des Glücks gewesen, hatten ihn verlassen, die Unverschämtesten offen ohne Scham, die mehr auf Anstand und äußere Schicklichkeit hielten, heimlich und unter mancherlei Vorwand. In dieser Lage faßte der König zu Speier, wohin er durch die Fürstenversammlung verwiesen worden war, den Entschluß, nach Rom zu gehen, sich dem päpstlichen Gerichte zu stellen und von Gregor seine Lossprechung zu erbitten. So werth war ihm der Thron, daß er zu dessen Erhal-

tung das Aeußerste ertragen wollte. Noch im Winter trat er mit seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne den beschwerlichen Weg an, ohne Bedeckung, ohne Geleit, nicht wie ein Fürst, sondern in so dürftigem Zustande, daß er sich zur Aufbringung kleiner Summen für die Reise an alte Freunde, die ihm ihr ganzes Glück verdankten, und an die meisten vergebens, wendete. Unter tausend Beschwerden und Gefahren kam er in die Lombardei. Bei des Königs Namen sammelten sich alle zahlreichen Feinde des Papstes, der gerade in Italien oft am wenigsten Einfluß und Ansehen hatte, und boten dem Bedrängten ihren Beistand an. Aber den König, der sich selbst nicht helfen konnte, rettete fremde Hülfe nicht. Schon in Deutschland, wo er so viele Wohlgesinnte und besonders die rheinischen Städte für sich hatte, war es nur aufgegeben worden, weil man sah, er selbst habe sich aufgegeben.

Gregor befand sich gerade auf dem Schlosse zu Canossa, das der Markgräfin Mathilde von Toscana angehörte. Heinrich schickte dahin, um sich die Erlaubniß zu erbitten, vor dem Papste zu erscheinen. Dieser gab sie ungern und nach langem Widerstreben. Der König kam. Es war im Januar und die Kälte ungewöhnlich streng. Im Hofe

des Schlosses eingetroffen, mußte Heinrich seine Begleitung entlassen, den königlichen Schmuck ablegen, im wollenen Bußgewande mit bloßen Füßen vom Morgen bis zum Abend ohne Nahrung warten. Drei Tage wurde dieser Auftritt wiederholt, ohne die Geduld des Königs zu ermüden, oder einen Funken edlen Zornes in seinem Gemüthe zu entzünden.

Das nun ist der klägliche Aufzug voll Erbarmens in dem Schloßhofe von Canossa, der in unserer Geschichte so reichen Stoff zu Declamationen gegeben hat. Einem rechten Manne hätte Gregor solche Erniedrigung schwerlich angesonnen, am wenigsten, wenn der Mann ein deutscher König war. Liebt man den harten Priester nicht, der im Uebermuthe solch schimpfliche Behandlung befahl, dann kann man noch weniger den Mann und Kaiser achten, der sich ihr in Demuth unterzog. Auch das Christenthum legt einem edlen Gemüthe die Verbindlichkeit nicht auf, eine Schande, die es erleben mußte, zu überleben; aber ein rechter Mann hätte sie nicht erlebt. Heinrich's Vater war ein frommer Herr, der sich zur Buße von einem Priester geißeln ließ; doch setzte er, bei aller Frömmigkeit und Gottesfurcht, die Statthalter Gottes ab und ein. Sein Sohn besaß dieselbe Macht, wie er; was

aber ist alle Macht für die Schwäche, die sich ihrer nicht zu bedienen weiß?

Gregor nahm den Bann von dem König, jedoch unter der Bedingung, „daß er sich vor einer Versammlung der deutschen Fürsten zu Verantwortung und Urtheil stellen solle; werde er von dieser in das Reich wieder eingesetzt, dann müsse er sich verpflichten, dem Papste gehorsam zu seyn, und ihn in der Kirchenverbesserung nach Kräften zu unterstützen. Komme er dem nicht nach, dann sey auch die Lossprechung als nichtig anzusehen." Darauf hielt Gregor eine Messe, rief, im Angesichte des versammelten Volkes, den König vor den Altar und sprach, die Hostie in der Hand, zu demselben: „Von Dir und den Deinigen ward ich beschuldigt, auf den Stuhl des heiligen Peters durch Simonie gelangt zu seyn, und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mich der Weihung unfähig und des Bisthums unwürdig machen. Hier ist der Leib des Herrn, den ich zum Beweise meiner Unschuld nehme. So möge der allmächtige Gott mich von dem Verdachte der angeschuldigten Verbrechen reinigen, oder mich durch augenblicklichen Tod strafen, wenn ich schuldig bin." Bei diesen Worten brach er die Hostie und nahm die eine Hälfte. „Auch du,

mein Sohn," fuhr er dann fort, „bist der schwärzesten Thaten und der abscheulichsten Verbrechen angeklagt. Alles Menschenurtheil ist unsicher. Fühlst du dich unschuldig, wie ich mich unschuldig weiß, dann thue ein Gleiches, damit Gott dich in den Augen der Menschen reinige," und so hielt er dem Könige die andere Hälfte der Hostie hin. Heinrich war überrascht, schien einige Zeit zu überlegen, wagte aber nicht, das Gottesurtheil zu bestehen. Das machte einen tiefen, dem Könige sehr ungünstigen Eindruck. Es hatte sich gar Vieles vereinigt, ihm den Sieg zu verschaffen: das alte Herkommen und Recht, nach dem der Papst von dem Kaiser abhängig gewesen; der Haß eines großen Theils der Geistlichkeit, den Gregor, seiner strengen Sitten und besonders des Verbots der Priesterehe wegen, auf sich geladen hatte; die Abneigung der Italiener und vornehmlich der Römer gegen ihn, und die treue Anhänglichkeit, die Heinrich bei einer großen Anzahl von Deutschen und vor Allen bei den Rheinländern fand. Da er verlassen und entblößt im strengen Winter über die Alpen zog, um sich die Lossprechung vom Banne zu erflehen, begriff man in der Lombardei die Möglichkeit dieses Ereignisses so wenig, daß vielmehr der Glaube allgemein war, Heinrich komme,

nach dem Beispiele seiner Väter, um den Papst zu züchtigen und abzusetzen, und die Italiener boten ihm zu diesem Zwecke ihren Beistand an. Was Heinrich ins Verderben stürzte, war seine Charakterschwäche, seine Unzuverlässigkeit, die Jeden warnte, sein Schicksal dem des Königs anzuschließen, und seine Unsittlichkeit.

Die Sittlichkeit übt eine große Macht über die Menschen, selbst in der verdorbensten Zeit; denn keine ist doch so verdorben, daß sie die Tugend nicht achtete, wenn sie ihr auch nicht folgen mag. Immer bleibt ihr der Sieg, daß sogar die, welche ihrer spotten, im Stillen ihr zu huldigen sich genöthigt fühlen. Wer sich auch der Lust und Ausschweifung ergeben, oder aus Eigennutz dem Teufel der Lüge verkauft, immer wird er die heldenmüthige Entsagung der Tugend und die Göttlichkeit der Wahrheit anerkennen. Darum räth auch Macchiavelli, der die Lehren der Tyrannei in seinem Fürsten nur folgerecht entwickelt, damit sie ihre eigene scheußliche Gestalt wie in einem Spiegel sehe, sie ihr aber nicht als Vorschrift gibt, selbst den Tyrannen, in ihrem Interesse den Schein der Moral und Religion zu heucheln; so tief weiß er die Wurzeln derselben mit der menschlichen Natur verwachsen, daß sie keine Macht der Erde in der Brust zu zerstören vermag.

Man könnte Heinrich IV. damit entschuldigen wollen, daß schlechte Führer im zarten Alter die Quelle seines sittlichen Lebens vergiftet haben. Aber alles Böse wie alles Gute in der Welt hat seinen zureichenden Grund, die Vortrefflichkeit nicht weniger, als die Erbärmlichkeit. Gewalt verführt zu Gewaltthat, Noth zum Verbrechen, das ihr abhilft, heißes Blut zu Leidenschaftlichkeit. Jede That hat ihre bewegenden Gründe, die ihr vorausgegangen sind und zu ihr geleitet haben: angeborne Anlage, Erziehung, Unterricht, Verhältnisse, Gelegenheit, kurz das ganze frühere Leben, das uns mit tausend Banden umstrickt hält. Welcher Mensch thäte übrigens das Böse des Bösen wegen, den Schaden einzig um zu schaden? Ein solches Ungeheuer gibt es nicht; und fände es sich doch als eine Mißgeburt unseres Geschlechts, dann müßte es die Natur geschaffen haben, wie sie Hyänen und Tiger schafft. Die Geschichte, wie der äußere Gerichtshof, zu dem sie gehört, hat es mit der Handlung, nicht mit der Schuld zu thun. Die moralische Zurechnung geht sie nichts an; sie bleibt dem innern Richter, oder dem ewigen, der nicht nur weiß, was, sondern auch, warum es geschehen ist, vorbehalten. Vor diesem Richter kann das Leben eines Dummkopfs so ver-

dienstlich, wie das eines schöpferischen Geistes, das Leben eines Raubmörders so unschuldig, wie das eines frommen Klausners seyn. Aber die Geschichte und jede äußere Gerechtigkeit richtet die That und ihre nächsten Folgen, nicht aber die Beweggründe, aus denen die That geschehen ist. Das Gute und Nützliche will sie fördern und anerkennen, vor dem Bösen waren, von ihm abschrecken und gegen das Schädliche verwahren. Hätte nun auch der Mensch keinen freien Willen, dann thäten doch die Geschichte und der äußere Gerichtshof, im Falle sie nach bestem Wissen und Gewissen richten, was ihres Amtes ist. Sie wirken auf die That, indem sie auf die Motive wirken, durch welche die That erzeugt wird. Lob und Tadel, Lohn und Strafe legen in die Wagschale für das Gute, Nützliche, Edle und Große gegen das Böse, Schädliche, Nichtswürdige und Erbärmliche ein Gewicht, das für jenes gegen dieses den Ausschlag geben kann.

Verändert die Verhältnisse eines Menschen, und ihr verändert die Weise und den Inhalt seines ganzen Lebens. Versetzt ihn unter ein andres Volk, in ein andres Jahrhundert, unter einen andern Himmelsstrich, verwechselt nur seinen Stand und die Lage seiner Eltern, und ihr habt einen ganz ande-

ren Menschen, mit einem andern Glauben, andern Ansichten und Meinungen, einem andern Berufe. Nehmt ihm, was ihm durch seine Organisation, Erziehung, Bildung, Unterricht, Umgebung und Lage gegeben ist, und berechnet, was ihm dann noch eigenthümlich bleibt! Diese Betrachtung soll uns nicht herabwürdigen und demüthigen, sondern bescheiden und nachsichtig machen; sie könnte und sollte den herrischen Ton etwas mildern, in dem Geschichtschreiber und Kritiker, von der Höhe ihres Richterstuhls herab, Völker, Menschen und ihre Werke richten; und oft welche Geschichtschreiber und Kritiker! Ihr dürft als eine unbestreitbare Wahrheit, als eine Regel annehmen, die ohne Ausnahme gilt: die Beschränktheit ist am schnellsten mit ihrem absprechenden Urtheil fertig, das sie auch am strengsten fällt, und die Unwissenheit mit Bewunderung und Verachtung, Lob und Tadel am freigebigsten. Die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit findet bei ihren Zeitgenossen leichter Nachsicht, als Größe Anerkennung. Man versteht seines Gleichen am besten und läßt ihnen einen Theil der Schonung angedeihen, die man für sich in Anspruch nimmt. Ist nur das Urtheil durch seines Gleichen gerecht, darf man sich dann wundern, daß die wahre Größe und das wahre Ver=

dienst oft so lange vergebens auf einen competenten Richter wartet?

Es ist belehrend, zu betrachten, mit welchen Gründen damals die Kirche ihre Sache verfochten hat, und nichts schildert treffender den Charakter jener Zeit. Die Päpste betrachteten sich als die Nachfolger des heiligen Petrus, dem der Erlöser die Schlüssel gegeben hatte, damit er löse und binde auf Erden wie im Himmel. Das Geistliche und Kirchliche, sagte man, stehe über dem Weltlichen und Bürgerlichen, wie der Geist über dem Körper, und die Ewigkeit über der Zeit. Die Seele, das Geistige im Menschen, sein Wille, regiere ihn, nicht der Leib, und auf dieselbe Weise könne nicht die geistige Macht sich von der weltlichen regieren lassen, sondern nach des Schöpfers ewiger Ordnung sey diese jener unterthan. Christus sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen — tu es Petrus, et super hanc petram — will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Alles demnach, was sich gegen die Kirche, das heißt, den römischen Stuhl erhebt, erhebt sich gegen Gott und ist von der Hölle. Dann hat die weltliche Macht es einzig mit dem Zeitlichen und Irdischen zu thun, die geistliche dagegen mit dem Ewigen und

Himmlischen; welches Verhältniß nun ist zwischen beiden? Welch ein Abstand von der Spanne Daseyn hier zur Unendlichkeit dort, von Freud und Leid in diesem Leben zu den Freuden und Qualen jenseits, die ewig sind? Allenthalben war das Bürgerliche durch das Geistliche gebunden und so den Priestern mehr oder weniger in die Hand gegeben: das eheliche Verhältniß durch die priesterliche Einsegnung, der die Kraft des Sacraments verliehen war; das tägliche Leben, nicht bloß in That und Wort, sondern in Gedanken, Hoffnungen und Wünschen durch die Beichte; das Verhältniß zu Gott und Ewigkeit durch die Messe und das Abendmahl. Der Priester empfing den Säugling an der Pforte des Lebens und gab ihm den Einlaß in die Welt durch die Taufe, und entließ den Sterbenden wieder an der Pforte der Ewigkeit durch die Oelung, die Vergebung der Sünden und die Mittel der Erlösung aus dem Fegefeuer. Welche Materialien, um einen Bau zu gründen, den, wie man glauben sollte, nichts erschüttern könnte! Und welch entsetzliches, ödes Gefängniß ward dieser ungeheure Bau, der von der Wiege bis zum Grabe reichte, verstanden sich die geistliche und weltliche Macht, dem Gläubigen und Unterthan die zweifachen Bande anzulegen! Indessen der Mensch kann viel zerstören,

aber doch nicht die ewigen Gesetze der Natur, die ihm die Freiheit seines Geistes sichern. Keine Art von Sklaverei wird allgemein und ewig, weil jede Tyrannei die ihr unterworfene Kraft, demnach die Mittel ihrer Erhaltung und Vertheidigung, also endlich sich selbst zerstört.

Wenn, wie in diesem Kampfe der geistlichen Gewalt gegen die weltliche, Gleichnisse und Aehnlichkeiten für Beweise gelten, dann kann es daran nicht fehlen. Besonders lieferte solche das alte Testament, das von jeher alle christlichen Secten und Parteien zum Zeughause machten, in dem sie für und gegen dieselbe Meinung Waffen fanden. Der Unsinn bewies durch dasselbe so gut Unsinniges als der Verstand Verständiges. So verarbeitet der Gesunde dieselbe Speise zur Nahrung für seine Gesundheit, und der Kranke für seine Krankheit.

Ueber das Verhältniß der geistlichen Macht zur weltlichen, wie die eifrigen Vertheidiger der Kirche es sich dachten, hat sich Gregor selbst in einem Schreiben an einen Prälaten am bestimmtesten und faßlichsten ausgesprochen. In demselben sagt er: „Soll die Fürstenwürde, die von Weltlichen und solchen, die Gott nicht kannten, erfunden worden, der Priesterwürde nicht unterworfen seyn, welche Got-

tes allmächtige Vorsehung zu ihrer Ehre erfunden und aus Barmherzigkeit der Welt geschenkt hat? Gottes Sohn hat das weltliche Königthum, dessen die Kinder der Welt sich rühmen, verachtet, und ist freiwillig zum Priesterthum des Kreuzes heruntergestiegen. Wer weiß nicht, daß Könige und Fürsten einen Anfang genommen, daß sie Gott verkennend durch Stolz, Raub, Treulosigkeit und Mord, endlich durch alle Verbrechen, auf Anreiz des Teufels, der dieser Welt Fürst ist, über ihres Gleichen, die übrigen Menschen, in blinder Gier und unersättlicher Frechheit zu herrschen sich angemaßt haben? Wenn sie die Priester des Herrn nöthigen wollen, sich vor ihnen zu beugen, so können sie mit Niemand richtiger verglichen werden, als mit dem, der das Haupt ist aller Söhne des Stolzes, und der den Hohenpriester, das Haupt der Priesterschaft, den Sohn des Allerhöchsten versuchend, und alle Reiche der Welt ihm versprechend, gesagt hat: das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest! Wer kann überhaupt zweifeln, daß Christi Priester für die Herren und Väter der Könige und Fürsten und aller Gläubigen gehalten werden müssen? Ist es nicht klägliche Thorheit, wenn der Vater den Sohn, der Schüler den Lehrer zu unterwer-

sen trachtet, und wenn Jemand Den unter ungerechten Verpflichtungen unter seine Macht beugen will, von dem er nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel gebunden und gelöst zu werden glaubt? Auch bezeugt der heilige Ambrosius in seinen Schriften, daß das Gold nicht um so viel kostbarer denn Blei, als das Priesterthum höher als das Königthum sey. Welcher auch nur schwach Unterrichtete sollte also Bedenken tragen, die Priester den Königen vorzuziehen? Und wenn nun die Könige ihrer Sünden wegen von Priestern gerichtet werden müssen, von welchem mit größerem Rechte als von dem römischen Bischofe? Ueberhaupt ziemt es sich weit eher, alle gute Christen, als schlechte Fürsten, Könige zu nennen. Denn jene regieren sich selbst, indem sie Gottes Ruhm suchen; diese suchen nicht das, was Gottes, sondern das, was ihre ist, und feind gegen sich selber, unterdrücken sie Andere. Jene sind die wahren Könige Christi, diese aber sind der Leib des Teufels; jene regieren sich selbst, um mit ihrem wahrhaften Kaiser ewig zu herrschen, die Macht dieser aber bewirkt, daß sie mit dem Fürsten der Finsterniß, der ein König ist über alle Söhne des Stolzes, endlich in ewiger Verdammniß zu Grunde gehen. Denn wir wissen, daß Ruhm und

Sorge dieser Welt diejenigen, welche herrschen, zur Ueberhebung zu verleiten pflegt, indem sie in Vergessenheit der Demuth den eignen Ruhm suchen und über ihrem Bruder zu stehen streben. Daher scheint es vorzüglich Kaisern und Königen nützlich, wenn ihr nach dem Hohen gerichteter Geist Anlaß findet sich zu demüthigen, und einzusehen, daß sie, statt sich zu freuen, sich fürchten sollten. Sorgfältig sollen sie bedenken, wie gefährlich und wahrhaft erschrecklich die kaiserliche und königliche Würde ist, in der so wenige selig werden, und in welcher selbst die, welche durch Gottes Erbarmniß zum Heil gelangen, nicht so wie viele Arme durch das Urtheil des heil. Geistes in der Kirche verherrlicht werden."

Viele Schriftsteller haben sich damit beschäftigt, das Recht des Staates oder das der Kirche durchzuführen, die gegenseitigen Ansprüche auf die Herrschaft zu beweisen, und sie bald jenem, bald dieser freigebig zuzusprechen. Es mag indessen oft so gefährlich und fast eben so gleichgültig seyn, den Quellen der Gewalt, als denen des Nils nachzuspüren. Handel und Verkehr werden so wenig Vortheil aus der Kenntniß dieser, als Gesetzgebung und Staatskunst aus der Kenntniß jener ziehen. Die Hauptsache bleibt wohl, daß die Gewässer der Ströme das Land be-

fruchten, durch Canäle zweckmäßig vertheilt und geleitet Segen und Wohlstand verbreiten, und, durch Dämme in Schranken gehalten, nicht verheerend übertreten. Die Völker und die Geschichte vergeben leicht dem guten Gebrauche, den ein Gewalthaber von seiner Gewalt macht, die nicht ganz gute Art, wie er sie erworben, da sie eine schlechte Regierung nicht leicht vergeben, mag der Regent auch auf die beste Art dazu gelangt seyn.

Man hätte vermuthen sollen, der Kampf würde der geistlichen Macht gegen die weltliche leichter werden, und der Sieg sich für sie entscheiden. Die Geistlichkeit war an Grundvermögen vielleicht so reich als die weltlichen Herren, und überdies im Besitze aller Wissenschaft und Kenntniß, und so auch der einflußreichen Stellen und Geschäfte, zu denen sie erfordert wird. Der Standesgeist mußte die Geistlichkeit noch enger verbinden als den Adel; die Kirche bildete weit mehr ein geschlossenes und abgerundetes Ganzes als der Staat, und die Glieder derselben übten einen größern Einfluß auf die Gesellschaft als die weltlichen Beamten und Angestellten. Im Reiche der Meinung und des Glaubens, das man für so bedeutend hält, herrschte der Priester fast unumschränkt. War die Geistlichkeit getheilt, und mit ih-

rem Oberhaupte wegen dessen steigender Anmaßung und des Verbots der Priesterehe im Streite, dann war der Adel nicht einiger, und gegen die Majestät der Könige noch mehr im Aufstande. Wahr ist dagegen, daß, wenn die Gegenkaiser das kaiserliche Ansehen schwächten, die Gegenpäpste dem päpstlichen noch größeren Schaden brachten. Die kaiserliche Macht, als eine weltliche, gründete sich mehr auf physische Ueberlegenheit, und der Kampf eines Kaisers gegen einen Kaiser konnte als ein Krieg betrachtet werden, den, wie jeden andern, das Waffenglück entschied. Anders verhielt es sich mit der Macht des Papstes, die, als eine moralische, sich auf Meinung und Glauben gründete. Welches Vertrauen auf die Kirche konnte aber bestehen, wenn die Päpste sich gegenseitig verfluchten und in Bann thaten, sich der abscheulichsten Verbrechen und Laster beschuldigten, und die Geistlichkeit sich in Parteien spaltete, von denen die eine die andere zu zerstören suchte? Die Gegenkaiser haben die kaiserliche Majestät, die Gegenpäpste aber das päpstliche Ansehen noch mehr heruntergebracht. Beide sind traurige Erscheinungen, welche die Verkehrtheit des Menschen bezeugen, der kein Bedenken trägt, ein Gut, nach dem er selbst strebt, zu zerstückeln und zu entweihen, um ein her-

abgewürdigtes Bruchstück von einem sonst geachteten Ganzen an sich zu reißen, das er einem Andern nicht gönnt. Das eben ist der böse Geist der Selbstsucht und des Eigennutzes, der alles Gemeinheitliche, Vaterländische und Standesmäßige vernichtet, und nichts Großes aufkommen läßt. War der päpstliche Stuhl hier im Nachtheil, dann hatte er dagegen wieder mehrere Vortheile für sich. Die römische Politik zeigte eine größere Festigkeit und Gewandtheit, als die der Höfe, und blieb sich auch gleicher, denselben Zweck mit selten unterbrochener Beharrlichkeit verfolgend; was sie der Verfassung und der Art der Besetzung des heiligen Stuhls verdankte. Die Mönche, besser organisirt und disciplinirt als damals die Lohntruppen, versprachen auch wirksamere Dienste. Doch blieb der weltlichen Macht der Sieg; ein Beweis, daß in des Menschen Streben und Wirken das Weltliche und Zeitliche von größerer Bedeutung ist, als das Geistliche und Ewige, und daß die Faust ihre Bestimmungs- und Entscheidungsgründe kräftiger als die Dialektik und Polemik führt.

Selbst Gregor's Triumph über Heinrich war von keiner Dauer. Der König fand in seinem rasch wechselnden Leben wieder Mittel, die Großen, und mit ihnen ein Heer um sich zu sammeln. Er

ging mit überlegener Macht auf Rom los, setzte Gregor VII. in Clemens III. einen Gegenpapst, und erwarb mit dem Siege sich das Recht. Gregor entfloh und starb bald nachher von Rom entfernt, das sich in der Gewalt seines Gegners befand. Dem Tode nahe, sprach er die Worte: „Auf meine Werke lege ich keinen Werth; aber so viel ist wahr, daß ich stets ein Freund der Gerechtigkeit, ein Feind des Unrechts gewesen bin. Darum sterbe ich auch in der Verbannung." Eine seltsame Betrachtung, merkwürdig in dem Munde eines Papstes! Erinnert sie nicht an die Klage, mit der Brutus aus dem Leben ging: „Tugend, du bist nur ein Phantom?"

Der Papst Gregor war todt, aber sein Werk überlebte ihn, der Geist nämlich, den er in die Institution des Papstthums gelegt. Andere nach ihm setzten fort, was er begonnen hatte; und so lange die Zeit ihm günstig war, erhielt es sich auch mit geringer Kraft. Dann sank und fiel das Papstthum, wie alles sinkt und fällt, und eine ihm zugemessene Periode hat zum Entstehen, Aufblühen und Vergehen. Die Stimmung der Zeit hatte das Papstthum gehoben, die veränderte Stimmung der Zeit hat es fallen lassen. Der Geist ist aus der Hülle

weggezogen; was man zurückbeschwören will, ist sein Gespenst. Es sind die Todten nie wieder aufgestanden.

Man hat gefragt, was Europa wohl ersprießlicher gewesen wäre, der Sieg der geistlichen oder der weltlichen Macht. Die Beantwortung dieser Frage ist eine müßige Erörterung von Möglichkeiten und Unterstellungen für und gegen, bei der am Ende leicht zu finden ist, was man sucht. Ich erlaube mir das Gedankenspiel auf einen Augenblick, ohne etwas andres dabei zu suchen, als die Wahrheit, wie ich sie zu finden fähig bin. Betrachte ich den damaligen Zustand des Volkes, dann scheint es mir, als sey er unter der Herrschaft des raubsüchtigen und streitlustigen Adels nicht beneidenswerth gewesen. Wer von den Siegern durch den Sieg gewonnen, das ist nicht die Frage, denn dem Sieger fiel die Beute heim, die Beute aber war das Volk. Alles wohl erwogen, mochte dieses der Meinung seyn, der Krummstab treffe nicht so hart und scharf, wie das Schwert. Die Geistlichkeit hatte doch etwas von der Milde und der Gleichstellung der Menschen vor Gott, die das Christenthum als sein erstes Gebot befiehlt, wenn sie auch dieses Gebot nicht sehr ängstlich zu befolgen beflissen war. Dann bildete

die Kirche keinen begünstigten Stand durch die Geburt, und die Vorrechte erbten sich nicht in gewissen Familien von den Eltern auf die Kinder fort. Die Bürgerlichen, die in den Dienst der Kirche traten, — und solche mußte sie zur Ergänzung ihrer Diener aufnehmen — traten auch in den Genuß der Rechte und Freiheiten ihres neuen Standes. So blieb dieser dem Volke beständig nahe, und nahm die Tauglicheren aus ihm in sich auf. Man kann auch nicht bezweifeln, daß die Künste des Friedens unter Dienern des Friedens fröhlicher als unter der Herrschaft des Faustrechts bei dem Adel gediehen wären. Ruhe, gesicherter Besitz, Betriebsamkeit und Wohlstand schienen mehr das Loos des geistlichen als des weltlichen Regiments. Was die Nation an Kunst und Wissenschaft besaß, war ohnedies das Eigenthum der Geistlichkeit, die auch allein die wenigen Mittel der Bildung bewahrte, durch die Europa sich aus der Nacht der geistigen Finsterniß gerettet hat. Alle Verehrer und Freunde der Cultur und Civilisation, die unter uns so zahlreich sind, müssen, wenn sie anders nicht mit sich in Widerspruch kommen wollen, bedauern, daß der Sieg nicht einem Stande zu Theil geworden, der die Muße und alle Mittel hatte, in langem Frieden die Künste des Friedens zu be-

günstigen. Die Geistlichkeit, sagt man freilich, sey der Freiheit des Denkens feind, und strebe nach der Herrschaft durch Verfinsterung. Das mag gegründet seyn, wiewohl alle Gewaltherrschaft selten eine Aufklärung will, in der sie Gefahr für sich zu fürchten hat. Die weltliche Macht, die den Fortschritten des Geistes sich gewogen zeigte, da sie den Thron verherrlichten, und mit ihm gegen den geistlichen Einfluß im Bunde waren, ist auch anderes Sinnes geworden, als die Aufklärung mit ihrem Lichte dem Thron unvorsichtig zu nahe kam.

Doch diese Erörterung von Hypothesen, die Untersuchung der Frage, wie es gekommen seyn würde, wenn es so, und dann wieder, wenn es anders gekommen wäre, ist, wie gesagt, müßiges Gerede. Am meisten beruhigt wohl der Glaube, daß unsere Welt unter allen möglichen Welten die beste sey. Wenigstens läßt dieser Optimism jeden mit der Welt und mit den Zufriedenen in ihr zufrieden. Die Lehre, das Bestehende sey gut, und das Gute bestehend, ist so beruhigend als bequem. Wer sie ersonnen hat, dem ist es ohne Zweifel gut gegangen. In dem Munde eines Braminen lautet sie, als ein Ausdruck innerer und äußerer Behaglichkeit, etwas gemein; in dem Munde eines Paria dage-

gen könnte sie Bewunderung, wenigstens Verwunderung erregen.

Bliebe nur die Wahl zwischen der aristokratischen Vielherrschaft der damaligen Zeit und der geistlichen Regierung, wie sie sich wahrscheinlich gestaltet haben würde, wenn die Kirche den Sieg davon getragen hätte, dann dürfte man sich vielleicht für die letztere entscheiden. Sonst steht wohl der Grundsatz fest, daß alles geistliche Regiment in weltlichen Dingen, wie weltliche Herrschaft in geistlichen, als unnatürlich zu verwerfen sey. Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits sind streng geschieden. Das geistliche Reich ist ein inneres und umfaßt den Glauben, die Ueberzeugung. Die in ihm gebieten wollen, haben kein Mittel der äußeren Nöthigung, sondern nur solche, die auf den Glauben und die Ueberzeugung wirken. Gründe, Beispiele, Ueberredung, Lehre, Unterricht. Dem weltlichen Regimente dagegen stehen auch weltliche Waffen zu Gebote; es ist ein äußeres, und hat die äußeren Rechte, welche Gewalt bedroht, auch mit Gewalt zu wahren. Beide Reiche vermischen, heißt Ungleichartiges unnatürlich paaren, was Haß, Zwietracht, Elend, Verfolgung und Bedrückung ohne Maß erzeugt. Da muß der Himmel zum Fußschemel irdi=

scher Hoheit dienen, und mit den Gütern der Ewigkeit werden zeitliche trügerisch erkauft. Die Priester eines bloß inneren Dienstes rufen die Waffen der äußern Gewalt zum Beistande an, und Feuer und Schwert und Kerker und Landesverweisung sollen den Glauben und die Ueberzeugung begründen helfen. Mit dem Ewigen wuchert das Zeitliche, und das Göttliche erniedrigt der Mensch zum Dienste der Selbstsucht, des Eigennutzes und jeder verwerflichen Leidenschaft. Die geistliche Macht heiligt die Zwecke und Mittel der weltlichen, damit diese auch jener ihren Beistand, Richter, Soldaten, Häscher und Henker leihe, und der ungeheure Bund bringt das Ungeheuerste hervor, jene Doppeltyrannei, die den Leib und die Seele zugleich in Fesseln legt, Religionskriege, Versagung politischer und bürgerlicher Rechte, der Art des Gottesdienstes wegen, Inquisition, Bluthochzeiten und alle Gräuel, die sich nur im Gefolge des religiösen Fanatism's zeigen, und die alte und die neue Welt gequält und verwüstet haben. Ein Priester soll nie mehr als Lehrer seyn. Was bei ihm nicht Wort und Beispiel wirken, bewirkt kein andres Mittel. Die Meinung wird durch keine Macht geboten, durch keine Gewalt erzwungen. Zwischen den Menschen und seinem Schöpfer hat kein Geschöpf

das Recht sich gewaltthätig einzudrängen. Für seinen Glauben kann Niemand irgend einem, wie er sich auch nenne, verantwortlich seyn. Es gibt keine fluchwürdigere Ketzerei, als der Dünkel, der sich im ausschließlichen Besitze der Wahrheit glaubt, und Andersdenkende mit Gewalt dazu bekehren will. Die wahre Religion, die einzig seligmachende ist die, welche die Tugend durch Wort und That, und die Wahrheit durch Gründe lehrt.

Heinrich V., der letzte Salier, war auf den Thron gestiegen, nachdem er seinen alten Vater davon herabgestoßen. Ehe er sich im Besitze der Gewalt sah, heuchelte er dem Papste Gehorsam und Demuth, der auch seinen Aufstand unterstützte und dem Sohne half, da er dem Vater Würde und Macht raubte, und seine letzten Tage mit allen Kränkungen erfüllte. Heinrich V. war ein so dankbarer und ergebener Freund, als er ein gehorsamer Sohn gewesen. Dem Papste vergalt er seinen geleisteten Dienst, indem er die Gewalt, die er ihm verdankte, gegen ihn selbst kehrte. Es zeigt sich gar oft in der Geschichte, daß die Schlechten gegenseitig Gerechtigkeit an sich selbst üben und sich betrügen und unterdrücken, nachdem sie zum Betruge und zur Unterdrückung Anderer verbunden waren. So fängt

sich das Verbrechen oft in den Schlingen, die ihm seine eigne Verblendung legt. Wie mag man auf die Tugend und das Gewissen eines Verbündeten zählen, der sich gerade durch die Verleugnung der Tugend und des Gewissens mit uns verbunden hat? Es ist ein sonderbarer Irrthum, bei dem auf die Erfüllung einer Pflicht zu zählen, dessen Dankbarkeit wir durch die Verletzung einer Pflicht verdient zu haben glauben. Wie! wird Der redlich mit uns seyn, wenn es seinem Vortheil widerspricht, der unredlich mit uns war, da es seinem Vortheil zusagte? Heinrich V. ist nicht besser als sein Vater Heinrich IV. gewesen; doch hatte er mehr Glück. Er theilte die Schwäche des Vaters nicht, die an großen Stellen so hart bestraft wird, weil sie, wie ein neuerer Staatsmann sich ausdrückte, Fehler begeht, die in der Politik gefährlicher sind, als Verbrechen. Heinrich IV. war leichtsinnig, schwach und lasterhaft, Heinrich V. dagegen schlecht aus Grundsatz, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichte, gefühllos und verstellt. Menschen wie jener verderben gewöhnlich sich vor Andern, Menschen wie dieser, immer Andere zuerst, und sich selbst nur, wo sie falsch gerechnet haben.

Durch die Hohenstaufen, mit denen ein kräfti-

ges Geschlecht auf den Thron kam, verbesserte sich das Verhältniß der weltlichen Macht zur Kirche nicht. Friedrich I., der Rothbart genannt, küßte dem anmaßenden Papste Hadrian IV., der im frühern Alter ein Bettler gewesen war, die Füße und hielt ihm die Bügel, als er von seinem Maulthier stieg. Das ist freilich nur eine demüthigende Form, die sich auch ein starker Mensch in der Verlegenheit gefallen lassen kann, wenn sie ihm die Sache fördert; aber das geschah hier nicht. Schade, daß dieser Friedrich, mit einiger Neigung zu Willkür und gewaltthätiger Härte, die starken Naturen oft eigen ist und mit etwas romantischen Begriffen vom Kaiserreiche, seine schöne Kraft an Zwecke verschwendet hat, in denen mehr glänzender Schein als wirklicher Gehalt zu finden war! Auch er gab Deutschland, das ihn groß machen konnte, wenn er es selbst groß machen wollte, für Italien auf, das seinem Geschlechte so verderblich ward, und setzte ein nahes und gewisses Gut ins Spiel, um ein ferneres und ungewisses zu gewinnen. Dem Aufkommen des Bürgerstandes und der Entwickelung der freien Städteverfassung abgeneigt, verschmähete er auch hier die Mittel sicherer Hülfe und künftiger Größe, die ihm kaum entgehen konnten. In diesem Punkte blieb er

hinter den tüchtigen Saliern zurück. Allerdings zeugt es schon für das seltene Talent eines Mannes, wenn er die Mittel, welche ihm die Zeit zu seinem Zwecke bietet, klug zu ordnen und geschickt zu benutzen weiß, wahre Größe aber versteht sie selbst zu schaffen. Jenes Talent ist nicht so selten als das Genie, dem es gelingt, sich zu dieser Größe zu erheben. Seit Karl dem Großen hatte es nur einmal, in Heinrich dem Ersten, den Thron bestiegen; aber ihm waren Zeit und Umstände nicht wie jenem günstig.

Die Cultur des Menschen hat die physische Welt seinen Zwecken mehr oder weniger unterworfen. Die Elemente dienen ihm. Er streut zu gelegener Zeit den Saamen aus, der zur reichen Erndte reift, um der Noth der Zukunft zu entgehen. Gegen den ungünstigen, wechselnden Einfluß der Jahreszeiten versteht er sich zu verwahren. Strömen und Meeren setzt er Dämme, daß sie nicht verheerend übertreten. Der Sturm muß ihm die Schiffe über die Abgründe der Gewässer tragen, die entfernten Länder, statt zu trennen, nun verbinden. Selbst den Blitz hat er gelernt unschädlich abzuleiten. So ist die Natur seiner Einsicht und seinem Fleiße unterthan und zinsbar geworden. In der moralischen Welt sind wir noch lange nicht so weit.

Hier ist wenig von der ordnenden Vorsicht zu finden, welche die Zukunft sichert, die Mittel der Erhaltung zu vervielfältigen weiß und dieser selbst die der Zerstörung zu dienen zwingt. Da gibt es keine Aussaat von fruchtbringenden Gesinnungen und Thaten, die wir der Nachwelt mit Sicherheit als reiche Erndte überlassen. Noch wissen wir nicht den Strom der Begierden und verderblichen Neigungen einzudämmen, daß er gezähmt in seinem Laufe nur befruchtet, oder den Sturm der Leidenschaften zur Beförderung nützlicher Zwecke in unsern Dienst zu nehmen. Das Mittel ist noch nicht erfunden, den Blitz der Gewalt unschädlich abzuleiten und durch Institutionen und weise Vorkehrungen die Freiheit und das Glück der Zukunft zu wahren. Was Gesetzgebung und Politik betrifft, so ist der Mensch fast jetzt auch noch ein Wilder, der zu seinem augenblicklichen Bedarf benutzt, was ihm die Natur freiwillig bietet. Oft ist er so sehr Wilder, daß er den Baum um seine Früchte fällt. Was den Sturm der Revolution beschwören soll, hilft ihn oft erregen, und die Mittel des Heils, die unsere Klugheit nimmt, fallen nicht selten zu unserm Verderben aus. Die Zukunft haben wir so wenig in unserer Macht, daß der Morgen schon unsere Weisheit von Heute Lügen straft.

Was wir auch selbstzufrieden sagen mögen, unsere Gesetzgebung und Staatskunst ist noch die rohe Waffe und das plumpe Werkzeug des Wilden, womit er der Noth und Gefahr des Augenblicks begegnet, sich einen Feind vom Halse schafft, und seine Nahrung sucht; des Wilden, der im Hunger gierig die unzeitige Frucht verzehrt, und, gesättigt, die reife leichtfertig mit Füßen tritt, am Morgen das Nachtlager für Branntwein verkauft, und am Abend über den Verlust des Bettes trauert, auf das er sich nun legen möchte; der Sein nennt, was ihm Andere nicht streitig machen können, die Stärke als einen Grund des Rechts, und den Sieg als eine Entscheidung des Gesetzes ehrt. So geht hier noch Alles ziemlich seinen Gang, den es sich selbst macht, und die Ereignisse leiten den Menschen mehr, als er sie. Die Begebenheiten, die sich auseinander entwickeln, laufen, nach einem gewissen Gesetze der Stätigkeit, gleich einem aufgezogenen Uhrwerke ab, wenn nicht außerordentliche Menschen oder Thatsachen, wie Karl der Große, Peter der Erste von Rußland, die Erfindung der Presse, die Entdeckung der neuen Welt und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit in der spätern Zeit — eines der folgereichsten Ereignisse in der Weltgeschichte — fördernd oder hemmend in die Rä-

der greifen. Darum läßt sich auch die Entwickelung und der Untergang der Staaten fast mit der Bestimmtheit voraussagen, wie das Wachsthum und der Tod der Individuen.

Friedrich's Sohn und Nachfolger, Heinrich dem Sechsten, einem gewaltthätigen Menschen, der auch in der Wahl seiner Mittel kein ängstliches Gewissen zeigte, hätte die Unterwerfung der Kirche und die Gestaltung eines kräftigen, erblichen Königthums in Deutschland vielleicht gelingen können, wäre er nicht, durch einen frühzeitigen Tod überrascht, daran gehindert worden. Jetzt aber bestieg ein Mann den Stuhl des heiligen Petrus, Innocenz III., der als Papst der Kirche ward, was seit Karl dem Großen kein Kaiser dem Reiche hatte werden können. Charakter und Kenntnisse, Festigkeit und Gewandtheit, Kühnheit und Verschlagenheit eigneten ihn, eine schwere Rolle mit Erfolg durchzuführen; und was keine persönliche Fähigkeit ersetzt, gab ihm das Glück. Er fand ein Zwischenreich nach Heinrich's VI. Tod, in Italien und in Deutschland aufgeregte und getheilte Gemüther, widerstrebende Interessen, und allenthalben schwache Machthaber. Auch hatte er so jung (im 37. Jahre) den päpstlichen Stuhl bestiegen, daß, wenn ihm das Schicksal

nur das gewöhnliche Maß eines Menschenlebens gönnte, er, was er entworfen, auch vollbringen konnte. Innocenz III. hat das Papstthum auf die höchste Stufe von Ansehen und Macht erhoben, und den Stuhl des heiligen Peters in der That über die Throne der weltlichen Macht gesetzt. Er entschied über das Recht auf den Kaiserthron, und zwang die Könige, sich seinem Ausspruche zu unterwerfen. Manche Anordnungen und Institutionen sind aus dieser Zeit bis auf die unsrige gekommen, wie die Inquisition, zu der Innocenz den Plan entworfen hat, und die Mönchsorden der Dominicaner und Franciscaner. Er hat die katholische Kirche auf die Grundlagen gestellt, die sie jetzt noch im Wesentlichen von den übrigen christlichen Confessionen scheiden, als da sind: die Ohrenbeichte, in der Strenge, wie sie noch behandelt wird; die Verpflichtung, die österliche Zeit zu halten; der Glaube an die leibliche Anwesenheit Gottes in der Hostie; die Aufstellung einer einzigen Kirche, in der allein man selig werden könne, und die Annahme der sieben Sacramente. Die Festigkeit, mit der das Werk gehalten, zeugt für den Meister, der es aufgerichtet. Von nun an behauptet sich die Kirche in ihrer Oberherrlichkeit, obgleich zu Zeiten noch mit einigem Erfolg bestritten, wenn gerade tüchtige Männer auf

dem Throne saßen, doch von der herrschenden Meinung allgemein anerkannt. Indessen ward gerade zu einer Zeit, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen, der lange Streit, von der deutschen Kraft Jahrhunderte hindurch mit Nachtheil geführt, endlich von der französischen List mit Vortheil geendet. Im Jahre 1305 brachte Philipp der Schöne, König von Frankreich, durch Ränke einen französischen Bischof, unter dem Namen Clemens V., dessen unbedingter Ergebung er sich vorher versichert hatte, auf den päpstlichen Stuhl. Dieser Papst machte den französischen Einfluß am römischen Hofe herrschend, und verlegte endlich seinen Sitz sogar nach Avignon. So ging auch hier die Frucht der Anstrengungen des thätigen Lebens so vieler Männer durch einen gelungenen Staatsstreich verloren. Was die Kraft und Klugheit Mühe gehabt fast in einem halben Jahrtausende aufzuführen, zerstörte der listige Betrug in einem Augenblick. Auch daran erkennt man die Angelegenheiten dieser Welt und die Gebrechlichkeit alles Menschlichen!

Es lag in der Natur der Dinge, daß die päpstliche Macht, die ihre höchste Stufe erreicht hatte — nur früher oder später — wieder fiel; und ihr Fall erregte und verdiente auch kein Bedauern. Da die

Kirche, noch schwach und arm, des Beistandes bedurfte und fremden Druck fühlte, predigte sie Wohlthätigkeit, Schonung, Milde und Enthaltsamkeit, und übte auch, in ihrer Ohnmacht und Dürftigkeit, was sie lehrte. In ihrer Unterdrückung war sie für die Freiheit und gegen Härte und Willkür, wie alle Unterdrückten, bis sie selbst mächtig genug zum Unterdrücken ward. Da that sie, was sie verdammt hatte, und die veränderte Lage brachte eine Veränderung der Denk- und Handlungsweise hervor. Zu Reichthum und Macht gelangt, mißbrauchte sie die Güter, die ihr in vollem Maße zugefallen waren. Durch die Entartung der Nachkommen ging wieder verloren, was die Tugend der Vorfahren erworben hatte; und diese Entartung war die Folge des reichen Erwerbes. Ueberfluß erzeugt gern Müßiggang und Schwelgerei, wie Gewalt Gewaltthätigkeit. So zerstört sich, im steten Kreislaufe der Dinge, alles selbst, und die Frucht, die zur Reife gelangt ist, löset sich von der Pflanze ab, die sie hervorgebracht. Wendete man die Mittel, die erworben haben, auch zum Erhalten an, dann freilich würden die Schöpfungen des Menschen von längerer Dauer seyn. Aber anders wird ein Gut betrachtet, nach dem man strebt, anders das, welches man besitzt. Anders behandelt

es der, dessen Anstrengungen es verdienen mußten, anders der, dem es verdienstlos zugefallen ist. Die Kirche im Ueberflusse setzte ihren Gelüsten keine Schranken. Von dem Papstthum, als dem Haupte derselben, verbreitete sich das Verderben auf die übrigen Glieder, die es davor hätte bewahren sollen. In Rom, dem Sitze der Macht und des Reichthums, seit Innocenz III., war auch der Sitz der frechsten Willkür und Sittenlosigkeit. Es war so verdorben, als ein asiatischer Hof, und die Legaten des Papstes durchzogen die christliche Welt, wie die Proconsulen einst die altrömische, und ließen, wo sie hinkamen, nur Spuren der Gewaltthat, der Habsucht und Ausgelassenheit zurück. Was man sonst auch Gutes oder Böses von dem römischen Stuhle sagen mag — und man kann dessen viel von ihm sagen, wie fast von allem, was auf die Welt tiefgreifend, erschütternd wirkt, — kein Unbefangener wird leugnen, daß er um die Völker des Abendlandes große Verdienste hatte. Mit voller Ueberzeugung treten wir darum dem Ausspruche eines Mannes bei, der weder der Parteilichkeit, noch des Mangels an Einsicht verdächtig ist. „Die kirchlichen Gesetze Roms,“ sagt Herder, „gingen am Ende doch darauf hinaus, den schweren Scepter in einen sanfteren Hir-

tenstab, und das barbarische Herkommen heidnischer Nationen mehr und mehr in ein milderes Christenrecht zu verwandeln. Wenn die Ausbreitung des Christenthums an sich ein Verdienst ist, dann hat der Oberhirte in Rom sich dieses im hohen Grade erworben. England und der größte Theil von Deutschland, die nordischen Königreiche, Polen, Ungarn, sind durch seine Gesandtschaften und Anstalten christliche Reiche; ja daß Europa nicht von Hunnen, Sarazenen, Tataren, Türken, Mogolen, vielleicht auf immer verschlungen worden, ist mit andern auch sein Werk."

Dritter Abschnitt.

Culturstand.

Es würde schwer seyn, den Culturstand eines Volkes in einem Zeitraum von fast fünf Jahrhunderten, seinem ganzen Umfange nach und mit allen Abweichungen und wechselnden Verschiedenheiten, in einem bloßen Entwurfe von so geringem Umfange, wie unsere Arbeit ist, darzustellen. Das liegt aber auch nicht in unserer Absicht; vielmehr schränken wir uns darauf ein, das Gemälde der Sitten und Bildung jener Zeit in einigen Grundzügen zu entwerfen, und nur die bedeutendsten Momente herauszuheben.

Ueber Cultur, Civilisation, die Fortschritte des menschlichen Geistes und Bildung überhaupt ist gar viel geschrieben worden. Fast Alle, einige Sonderlinge ausgenommen, vereinigen sich in ihrem Lobe und erkennen die wichtigen Vortheile an, die ihnen das menschliche Geschlecht verdankt. Indessen geht es auch diesen Worten, wie den meisten, die viel

und oft gebraucht werden; man weiß sich von dem Begriffe, der damit zu verbinden ist, keine strenge Rechenschaft zu geben. Was ist denn eigentlich Cultur, und in wie weit verdient sie ein Gut, ein Vorzug genannt zu werden? Die Griechen und Römer hießen alle nicht griechische und römische Völker Barbaren. Wenn die Engländer und Franzosen sich gegen andere Völker bescheidener ausdrücken, dann denken sie doch im Grunde von ihnen nicht viel besser. Selbst die Deutschen, die ihre Nationalität sonst nicht zu übertreiben pflegen, bleiben doch in der Vorstellung von ihrem eigenen Werthe hinter keiner Nation zurück. Besonders haben sie in ihren Ehren- und Jubeljahren der zweiten Dekade des gegenwärtigen Jahrhunderts ihren Heerschild mit großem Selbstgefühle herausgestellt. Das ist menschlich und so ziemlich in der Art aller Völker und Individuen, die von andern sich wohl an Glück, doch nicht an guten Eigenschaften wollen übertreffen lassen. Alle sind in diesem Betrachte mehr oder weniger Chinesen, die ihr Reich in die Mitte der Erde setzen und sich selbst wieder zum Mittelpunkte dieser Mitte machen. Man könnte vielleicht mit Wahrheit sagen, es sey glücklich, wer im Besitze dessen ist, was er wünscht; reich aber, wer hat, was er zu

brauchen meint; endlich aufgeklärt, wer weiß, was ihm in seinen Verhältnissen zu wissen dient. Sollte diese Erklärung richtig seyn, dann wechselte das Glück, der Reichthum und die Aufklärung nicht bloß mit Völkern, Ständen und Individuen, sondern selbst mit Zeit und Ort, wann und wo sie leben, und es könnte für Jeden von allen diesen Gütern ein Zuviel wie ein Zuwenig geben. Pitt's Politik, die England noch etwas tiefer hätte brauchen können, wäre für einen Irokesenstamm zu tief. Die Beredtsamkeit des Adlers der Kirche, Bossuet, die herrliche Dichtkunst Byron's, und Ariost's, wie Kant's und der gründlichen Deutschen Philosophie dürften unter den Wilden von Amerika oder den wandernden Horden des hohen Asiens nicht leicht ein geeignetes Publicum finden. Selbst bei uns würde ein recht aufgeklärter Handwerker ein sehr beschränkter Staatsmann, und dieser wieder ein höchst aufgeklärter Dorfschulze seyn. Man sieht, es kommt alles auf die Verhältnisse an, in denen sich der Mensch befindet, auf Zeit und Ort, wann und wo er lebt, und auf den Beruf, den er zu erfüllen hat. Man könnte die Frage thun, ob es zu wünschen sey, daß ein ganzes Volk, das heißt, jeder Einzelne in ihm, die Ausbildung und Kenntnisse ei-

nes Fichte hätte, und müßte sie, glaube ich, verneinen. Bei mir steht die Ueberzeugung fest, daß Jeder eine eigene Cultur nach seinem Geiste, wie einen eigenen Rock nach seinem Leibe, braucht. Will man die Aehnlichkeit verfolgen, dann bleibt sie immer wahr, und, nach Verschiedenheit des Geschlechts, Alters und Standes, der Nationen, der Lebensweise und Beschäftigung, braucht Jeder in Form und Stoff seinen eigenen Rock, wie nach allen diesen Verschiedenheiten seine eigene Aufklärung und Bildung, soll diese wie jener ihm anders gut sitzen. Den französischen Gesetzgebern und Directoren stand die antike Amtstracht nicht besser, als die antike Weisheit in Gesetzgebung und Politik. An beiden war das Schauspiel zu erkennen, das man gab. Das Judenthum betrachtete, im gerechten Stolze auf seinen einzigen Gott, die Vielgötterei des blinden Heidenthums mit Abscheu, und dieses, mit seinem bevölkerten Olymp, verachtete die rechtgläubigen Juden von Grund der Seele. Die europäische Cultur rechnet es sich zum großen Verdienste an, den armen Wilden einige christliche Gebräuche, europäische Bedürfnisse und anständige Bekleidung beigebracht zu haben; eine Wohlthat, die von den Beglückten nicht immer mit der gehörigen Dankbarkeit erkannt wor-

den ist. Das störet uns aber, wie billig, in unserm großmüthigen Wirken nicht, und wir setzen unsere Bekehrung und Belehrung, wie unsere Eroberungen und unsern Handel, mit ungeschwächtem Eifer fort. Ein Jeder findet eine Ehre und ein Verdienst darin, die Anderen, zu ihrem Besten, wie es sich versteht, nach seinem Ebenbilde umzuschaffen, und der kann nur gewinnen, der sich nach solchem Muster verändert hat. So verbreiten wir Cultivirte, da Jeder mit seinem Pfunde wuchert, beglückende Cultur. Freilich nimmt Jeder auch diese Cultur wieder nach seiner eigenen Weise, und zwar nach dem Volke und dem Stande, denen er angehört, nach Verhältnissen von Zeit und Ort und nach der eigenen Persönlichkeit. Darin stimmen alle überein, und darin haben alle Unrecht, daß sie ihre Cultur verbreiten und verflanzen wollen, als die einzige wahre und echte, und auch nur sie dafür gelten lassen. Die vornehmen Stände, die sich vor andern für cultivirt und gebildet halten, finden die Cultur in gewandter Artigkeit und feiner Lebensweise, und ein Mensch, der sich nicht mit ihrem Anstande zu benehmen, zu setzen und zu halten weiß, gehört zu den Ungebildeten, trüge er auch das ganze classische Alterthum in sich. Es gibt Leute mit so sicherem Blicke, daß sie den

Grad der Bildung eines Mannes an dem Bücklinge erkennen, den er macht. Dem eckigen, ungelenkigen Schulpedanten ist auch der abgerundetste Kammerherr ein Barbar, wenn er nicht Griechisch und Latein versteht. Ein geübtes Auge der Modenwelt sieht Jedem den Grad seiner Bildung am Schnitte des Rockes oder der Haare an. Hat doch ein Tanzmeister einem angehenden Minister, der sein Schüler gewesen, die Nativität gestellt, er werde an seinem Posten nie etwas leisten, da er es unter seiner Leitung nie zu einem erträglichen Pas gebracht. Nehmen wir diesen Scherz nicht leicht, in ihm liegt ein tiefer Ernst. Der Tanzmeisterdünkel ist uns allen eigen, nur daß Jeder wieder in seinem Dünkel sich über den Tanzmeister weit erhaben glaubt. Die Gelehrten und Schriftsteller, die in der Welt das große Wort führen, weil sie ihre Worte drucken lassen, finden den Höhenmesser aller Cultur und Bildung in der Zahl der Akademien, Schulen und Druckerpressen, in dem Umfange den Kataloge, der Stärke der Bibliotheken und dem Betrage des Ehrensoldes, der dem Schriftsteller entrichtet wird. Ihr kennt den Mann schon an dem Namen, den er dem Lohne gibt, um den er dient. Was und für wen er auch schreiben mag, sein Sold ist nicht das Geld; es ist die Ehre!

Die Geschichtschreiber, die an der wissenschaftlichen Bildung der Zeit der Rohheit und Finsterniß, mit welcher wir uns in dieser Schrift bisher beschäftigt haben, nicht viel zu rühmen finden, freuen sich, daß etwas barbarisches Latein und einige gleichgültige Gebräuche eines schlecht verstandenen Christenthums, wie Strahlen eines wohlthätigen Lichtes, in die Nacht fallen, und ihnen die Morgenröthe der Civilisation und Aufklärung verkünden. Ich weiß nicht, welchen Vortheil die Cultur eines Volkes aus den Abfällen einer fremden Sprache und den leeren Formeln eines religiösen Glaubens ziehen kann. Diese zeigen sich auf Sitten, Gemüth und Geist ohne allen Einfluß, und das wenige barbarische Latein, das getrieben wurde, diente nur dazu, ein todtes Wissen fremder Worte für Wissenschaft zu halten, die Stände durch die Sprache zu trennen, die wenigen Kenntnisse, die im Umlaufe waren, zum Eigenthum eines Standes zu machen; das Volk von jeder Gemeinschaft an denselben auszuschließen, und alle Nationalbildung, die nur durch eine gebildete Muttersprache möglich wird, zu verhindern. Was nützt eine Religion, die es nur mit Glaubenslehren und unfruchtbaren Formeln und Gebräuchen zu thun hat, und keine Wirkung auf das sittliche Verhalten und die

Verhältnisse des geselligen und bürgerlichen Lebens äußert? Gerade daß man die Religion, die nach der Lehre ihres Stifters ein wohlthätig freundliches Band unter den Menschen werden sollte, um sie als Brüder zu verbinden, in einigen Dogmen fand, die mehr zu trennen als zu verbinden geeignet, und für das Leben und Wirken gleichgültig sind, führte den Aberglauben und die Intoleranz der folgenden Jahrhunderte herbei, die alle Religion in todten Glaubensformeln und den wahren Gottesdienst im gewaltthätigen Bekehren, Verketzern und Verfolgen Andersdenkender suchten. So wenig ein solches Christenthum der Gesittung nützte, so wenig trug das schlechte Latein zur geistigen Bildung bei, die es vielmehr verzögerte, da es pedantische Buchstabengelehrtheit förderte und unterhielt. Ich weiß überhaupt nicht, was viele unserer Schriftgelehrten und Weisen mit ihrer Civilisation und Aufklärung wollen, die sie als den höchsten Gegenstand alles Strebens zu preisen nicht müde werden. Kann doch, meine ich, alles Wissen nur Mittel zu einem Zwecke, nicht aber selbst Zweck seyn. Nur was der Bestimmung des Menschen dient, und sie ihm erreichen hilft, kann für wahrhaft nützlich und wohlthätig gelten. Worin aber besteht die menschliche Bestimmung? Wahrhaf-

tig so wenig im Wissen von dem, was nicht nützt, als im Können von dem, was zu nichts dient. Schriftsteller finden einen Beweis des guten Zustandes der Gesellschaft im fleißigen Büchermachen, Gelehrte im Gedeihen der Wissenschaft, als hätte die Gesellschaft die Bestimmung, eine Akademie zu werden, und das schönste Resultat ihres Strebens sey eine reiche Leipziger Messe. Es ist gut, diesen aufklärenden Aberglauben der schreibenden und lehrenden Welt zu prüfen, der so verderblich werden kann, als jener andere der Verfinsterung, den unsere Aufklärung zu zerstören suchte. Diese Aufklärung und Civilisation, wovon man so viel reden hört, ist den neuen Götzendienern nur ein neuer Götze, den sie zur Anbetung auf den Altar erheben, um dieser Gottheit als ihre Priester nahe zu stehen. Kunst und Wissenschaft müßten doch wohl, wie gesagt, Mittel zur Erreichung des Zweckes seyn, der in unserer Bestimmung liegt! Wer sollte übrigens Kunst und Wissen, dienen sie anders ihrem Zwecke, nicht ehren, sie, die unsere höhere Abkunft beurkunden und dem Leben des Menschen die schönsten Reize leihen? Kämen sie aber in den Fall, wie es doch möglich ist, uns von unserer Bestimmung zu entfernen, statt uns derselben näher zu bringen, dann würden sie

aus wohlthätigen Genien verderbliche Dämone. Nicht alles Wissen führt zur Weisheit, nicht alle Kunstfertigkeit zu nützlicher Kunst. Dichter mögen die Jahrhunderte als goldne preisen, in denen die schönsten Verse zu Tage kamen, Gelehrte die Regenten rühmen, die sich am freigebigsten gegen ihren Stand bewiesen; das Volk zählt auch, wenn es gleich seine Stimme nicht schreibt und drucken läßt. Vor Allem müßte man über die Bestimmung des Menschen überhaupt und über den Zweck seines gesellschaftlichen Zusammenlebens im Staate einverstanden seyn, um sich darüber zu verstehen, was als Mittel zur Erreichung dieser Bestimmung und dieses Zweckes dient. So viel ist indessen gewiß, daß nicht alle Menschen und politische Gesellschaften auf derselben Stufe geistiger und körperlicher Entwickelung stehen, nicht allen dieselbe Bildung zukommt und nicht für alle dieselben Bildungsmittel passen. Es kann also eine unzeitige Aufklärung, eine falsche Kunstübung und ein zweckloses, ja zweckwidriges Wissen geben; und wer sie befördert, übt keine wohlthätige Wirksamkeit. Wie! fragt man gewöhnlich, die Wahrheit könnte gefährlich seyn? Die Wahrheit! Wer spricht von ihr? Diese Frage ist eine ganz andere, als ob bei allen Völkern und Individuen dieselbe Cultur

und Aufklärung unbedingt zu fördern sey. Aber selbst die hinterlistige Verdrehung der Sache, um die es zu thun ist, wollen wir uns gefallen lassen und ganz ehrlich mit vollkommener Ueberzeugung sagen, die Wahrheit könne allerdings ihre Gefahren haben. Doch ihr redet von Wahrheit! Seyd ihr so gewiß, in ihrem Besitze zu seyn? Könnt ihr sie nur wirklich geben, dann, ich darf es betheuern, nehme ich sie immer und allenthalben dankbar an; aber — versteht ihr? — die wirkliche und echte Wahrheit, nicht bloß Eure, die euch nicht mehr werth seyn darf, als mir die meine ist.

Nicht alle Menschen, Stände und Völker haben dieselben Anlagen, oder stehen auf derselben Stufe der Entwickelung; sie können also auch nicht alle zu demselben Zwecke und folglich auch nicht durch dieselben Mittel gebildet werden. Jedes Individuum, jeder Stand, jedes Volk wird also, bis zu einem gewissen Grade, seine eigene Bestimmung haben, die auch nur auf eine eigene Weise zu erreichen ist. Wer sie also zu etwas bildete, oder zu bilden versuchte, was sie ihren Anlagen und den Verhältnissen und Umständen gemäß, in denen sie sich befinden, nicht seyn sollen, nicht seyn können, würde verbilden statt zu bilden. Uebrigens soll auch

jede Entwickelung eine stufenweise seyn, wie sie die Natur vorgezeichnet hat, mit der man sich selten ungestraft in Widerspruch setzt. Bei Völkern und Individuen, ja in der ganzen lebendigen, in der beseelten wie in der seelenlosen Natur gibt es einen Uebergang vom Nahen zum Nächsten, von der Gegenwart zur Zukunft, die sich zu einander verhalten, wie Ursache und Wirkung. Die Blüthe geht der Frucht voraus, der Blüthe selbst die Reife der Pflanze, die Kindheit der Jugend, diese dem Mannesalter. Demselben Gesetze folgen ganze Völker; und wer in diesen naturgemäßen Gang gewaltsam eingreift, zerreißt das Band, welches die Theile eines organischen Lebens als ein Ganzes zusammenhält. Daraus folgt dann doch wenigstens, daß nicht alle Aufklärung, Cultur, Civilisation und geistige Ausbildung immer und allenthalben auf dieselbe Weise anwendbar und zweckmäßig sey; und ich würde erst bescheiden überlegen, ob die, welche dem Ueberpflanzen aller fremden Cultur entgegen waren, nicht vielleicht gute Gründe dazu hatten, ehe ich sie verdamme; ob nicht etwas anders als Barbarei die Hand jenes Beamten leitete, der eine neue Saite, mit der ein Künstler sein Instrument bereichert hatte, wegschnitt; ob Lykurg, der das leichte Geld und die

leichtfertige Kunst aus seiner Republik verbannte, nicht eben so Recht hatte, wie die Staatsmänner der neueren Zeit, die Schulen und Manufacturen gründeten und im Geldumlaufe den Pulsschlag des Staates fanden; ob die ersten Römer, welche die griechische Schönrednerei und Sophistenkunst als eine Pest für ihr Vaterland betrachteten, so völlig im Irrthum waren, wie viele Gelehrte oder Halbgelehrte glauben. Freilich sind die Musikanten, Kaufleute, Schriftsteller und Künstler mit ihrem raschen Urtheil fertig, das die verdammt, die ihnen nicht gewogen sind. Ja, ich frage, ob die Sachsen nicht sehr gute Gründe hatten, sich dem Christenthum und der Aufklärung Karl's des Großen mit allen Kräften zu widersetzen? Karl dagegen that seinerseits, was seine Stellung forderte, und er hatte Recht, wie die Sachsen. Für ihn war der Erfolg, der als Thatsache alle müßigen Reden niederschlägt.

Viele Weise und Gelehrte haben die Bestimmung des Menschen in der höchstmöglichen Entwickelung seiner Anlagen und Kräfte finden wollen. Wäre dem wirklich so, von wie vielen Menschen ließe sich dann in Wahrheit sagen, daß sie ihre Bestimmung erreichten, oder nur erreichen könnten? Und was ist dann Kraft? Das Vermögen etwas zu können. Das

Vermögen aber hat nur insoweit Werth, als ich es zu einem guten Zweck verwende. Nicht in Dem, was ich kann, liegt ein Verdienst, sondern in Dem, was ich thue, nicht in der Kraft, sondern darin, wie und zu welchem Zwecke ich sie gebrauche. Hercules äußerte dieselbe Kraft, als er die Erde von den Ungeheuern, die sie verwüsteten, reinigte, und als er im wilden Wahnsinne gegen sich und seine Umgebung wüthete.

Man ist darum kein Feind der Aufklärung und Civilisation, wenn man sie nur als Mittel zu einem Zwecke, nicht aber als Zweck gelten läßt. Daß sich das Mittel nun nach der Verschiedenheit des Zweckes verschieden gestalten müsse, ergibt sich natürlich. Das Vielaufklären hat wie das Vielregieren, auch bei der besten Absicht, wenigstens den Nachtheil, daß man voreilig mit Anstrengung thut, was sich zu rechter Zeit von selbst gemacht haben würde. Ich liebe das unbedingte, immer fertige Lehren und Bekehren so wenig, als die Freiheit, die durch Tyrannei, oder die Duldung, die durch Intoleranz eingeführt und begründet werden soll. Wer übrigens den Ausspruch Fontenelle's tadelt, daß er Bedenken tragen würde, die Hand zu öffnen, wenn er sie voll Wahrheit hätte, dem müssen keine großen Wahrheiten zu

Gebote stehen. Ich weiß, wie ungern man jetzt solche Aeußerungen hört. Das Jahrhundert der Civilisation, Aufklärung und Industrie, in dem wir leben, hatte seine Uebertreibung und Marktschreierei, wie sie das verewigte philosophische, wie sie die Zeit der mönchischen Andacht und des Ritterwesens hatte. Es gibt zuverlässig eine falsche Aufklärung, wie es sogar eine falsche Frömmigkeit und Tugend gibt. Die Preßfreiheit hat gewiß ihre Gefahren, und sehr bedeutende; ich würde aber dessenungeachtet mit der höchsten Umsicht für die Beschränkung dieser Freiheit stimmen, weil sehr zu fürchten ist, daß die Mittel, welche die Krankheit heilen sollen, gefährlichere Wirkungen haben, als die Krankheit selbst. Das Vielschreiben, Viellehren, Viellesen und Viellernen hat Nachtheile, deren ganze Reihenfolge wir noch lange nicht übersehen; der Versuch aber, ihnen durch Verordnen und Verfügen zu begegnen, dürfte leicht noch größere Nachtheile haben, und doch am Ende nicht durchzuführen seyn. Darum bin ich auch stets geneigt, mich für die Freiheit zu erklären, weil sie endlich selbst die Uebel, die sie erzeugt, sicherer heilt, als eine gut gemeinte Tyrannei. Da es keinen Gebrauch ohne die Möglichkeit des Mißbrauchs gibt, so muß man diesen wohl, wo er nicht vermieden werden kann, mit in den

Kauf nehmen, um die Vortheile, die der Gebrauch gewährt, nicht zu entbehren. Wem fiele es auch ein, die Bienen zu vertilgen, die uns Wachs und Honig geben, weil sie einen Stachel zum Verletzen haben?

Ich gestehe aufrichtig, daß alle Wissenschaft und Kunst, die, dem Leben des Volkes fremd, sich außer ihm geschäftig zeigt, für mich den Werth nicht hat, den man auf sie zu legen pflegt. Welchen Dienst leistet die gründlichste, tiefste Rechtslehre, die kein Recht verschafft, eine Weisheit, die in den Hörsälen, eine Religion, die in den Kirchen, und eine Musik, die in den Akademien und Conservatorien verhallt? Von dem Genusse, den Kunst und Wissenschaft Einzelnen, die sich damit beschäftigen, gewähren, kann hier nicht die Rede seyn, wo es sich von dem Culturstande eines Volkes handelt. Alle Wissenschaft, die jenem Wissen des gelehrten Salmasius gleicht, von dem eine geistreiche Frau sagte, er könne allerdings in einem Dutzend Sprachen den Stuhl nennen, aber sich auf keinen setzen, kann ihre Genüsse haben, wenn sie auch übrigens ohne Nutzen ist. Versicherte doch ein begeisterter Orientalist, es würde ihn nichts glücklicher machen, als die Entdeckung eines arabischen Spruches! Und da man ihn, der von der abendländischen Welt nichts wußte, einmal im

Scherze fragte, ob ihm von einer französischen Revolution nichts zu Ohren gekommen sey, antwortete er in ganzem Ernste: „allerdings habe er von so etwas öfter reden gehört." Ein solches Glück hat mit dem Nationalwohle und dem Volksglück nichts gemein.

Es kann einem ehrlichen Manne, der sich mit seinem gesunden Verstande und einiger Erfahrung durch die Welt zu helfen weiß, begegnen, daß er das Volk bedauert, dem die Schule, so rasch es gehen kann, gewisse Wissenschaften beibringen soll. Wie oft hat die Rechtslehre das Recht in schreiendes Unrecht, die Theologie die Religion in wahre Gotteslästerung, die Philosophie den gesunden Menschenverstand in baaren Unsinn verkehrt? Wahrhaftig, es ist für die Sünder gut, daß sie selbst über sich zu Gericht sitzen und ihre Werke richten. Geschähe das nicht, wie mancher Glaubensartikel jener Wissenschaften, den man auch jetzt noch, in unserer hochcultivirten, gebildeten und civilisirten Zeit, der zum eigenen Vermögen noch die reiche Habe des philosophischen Jahrhunderts zugefallen ist, ohne Ketzerei und Hochverrath nicht bezweifeln darf, würde selbst als Ketzerei und Hochverrath verurtheilt werden? Es ist arg, daß schon Cicero sagen konnte, es gebe keine Albernheit, die ein Gelehrter nicht einmal behauptet

hätte; und doch hatte er neunzehn Jahrhunderte nicht erlebt, von denen ein einziges seine ganze Mit- und Vorwelt überbietet. Aber noch weit ärger ist es, daß es auch keine Schlechtigkeit gibt, für die nicht gelehrte Schutzschriften zu finden wären.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen, durch die ich einige Verständigung bewirken wollte, die aber gerade vielleicht am ersten mißverstanden werden, gehe ich zum Geschichtlichen über Auch was wahre Volksbildung ist, sah Karl der Große besser ein, als einer seiner Nachfolger in dem ganzen Zeitraume, den wir zu durchlaufen haben, und that auch mehr für sie. Was diesen Mann besonders auszeichnet — man kann es nicht zu oft wiederholen — ist sein sicherer praktischer Verstand, der sogleich den rechten Zweck erkennt und über die Mittel, die zu ihm führen, nicht verlegen ist. Er begünstigte vorzüglich die deutsche Sprache, die man seit dem neunten Jahrhundert zu schreiben anfing und sammelte die Lieder der alten Barden. Er sah darauf, daß die Muttersprache auch die Schrift- und Büchersprache wurde, das erste unerlaßliche Mittel aller Nationalbildung und wahren Aufklärung. Der Bürger lernte, was er in seinen bürgerlichen Verhältnissen nie ohne Nachtheil entbehrt, Lesen, Schreiben

und Rechnen, und zu diesem Ende wurden, außer den Kathedralschulen, auch noch Klosterschulen eingeführt. Karl drang vorzüglich darauf, daß der Unterricht in den höhern Ständen nicht vernachlässigt würde, wohl wissend, was das Beispiel vermag, und welchen schädlichen Einfluß auf das Wohl der Untergebenen die Unwissenheit und Rohheit der Vorgesetzten hat. Es sind verschiedene Verfügungen von ihm ausgegangen, die den Klöstern und Bischöfen Zucht und Ordnung zur Pflicht machen und die Verbesserung der bestehenden und die Gründung neuer Schulen nachdrücklich empfehlen. Die berühmtesten Gelehrten ließ er aus der Fremde kommen, versammelte sie öfter um sich und zeichnete sie aus. An seinem Hofe gründete er, zum Unterricht seiner und seiner Großen Kinder, eine eigene Anstalt, und was er vermochte, wurde aufgeboten, um nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Die Geistlichkeit, fast einzig in dem Besitze einiger gelehrten Bildung, munterte er, dieses Vorzugs wegen, durch Wohlthaten und Begünstigungen auf, damit durch ihr Bemühen der Unterricht allgemeiner würde. Auch entsprach sie seiner Erwartung, und nicht bloß die wissenschaftliche Bildung ging größtentheils von ihr aus, sondern selbst die Cultur des Landes, zu dessen

Anbau besonders einige Orden viel beigetragen haben.

Unglücklicher Weise ging mit Karl auch seine begonnene Schöpfung unter. Mit des Königs Macht fiel die Ordnung im Reiche, und da die Edelleute endlich alle Gewalt an sich rissen, herrschte zügellose Anarchie, und, was stets in ihrem Gefolge ist, freche Willkür ohne Rücksicht auf Gesetz und Recht. Der Starke war ohne Verantwortlichkeit, der Schwache ohne Schutz. Es gab, außer der Geistlichkeit, die aber fast einen eigenen Staat bildete, nur einen Stand im Staate, den Herrenstand, der auf seinen Burgen hausete, den Ertrag des Landes in müßiger Schwelgerei, oder im wilden Kriege verzehrte; und, da Handel, Gewerbe und Ackerbau unter dem allgemeinen Druck erlagen, die Mittel eines wüsten Lebens im Rauben suchte. Jeder Herr war, wenn auch nicht aus böser Neigung, doch aus Noth und Gewohnheit, ein Tyrann, seine Burg die Festung eines feindlichen Heeres, und alles Gebiet, das wehrlos sich nicht vertheidigen konnte, Feindes Land. Wie es, in solcher Lage, um Wissenschaft und besonders um Volksbildung steht, läßt sich begreifen. Die Sitten waren roh, die Leidenschaften zügellos, die unnatürlichsten Verbrechen gemein. Selbst die

Religion übte selten mehr einen mildernden Einfluß, und die Geistlichen genossen keine Achtung, die sie auch im Allgemeinen nicht verdienten. Die Prälaten führten, wie die Weltlichen gerüstet, Krieg, führten ihn auf weltliche Weise und benutzten auch so den Sieg. Die Geschichte hat uns fast unglaubliche Auftritte überliefert, und sie eben nicht als besonders auffallend dargestellt. Geistliche machten die Kirchen zum Schlachtfelde, und Bischöfe und Aebte munterten in ihnen, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, zum Morden von Brüdern und Verwandten auf. Die Söhne der Könige und Fürsten empörten sich gegen ihre Väter, vertrieben sie, und die Kirche heiligte die That, wenn sie nicht gar zu ihr aufgemuntert hatte. Die Wollust trieb es in frecher Rohheit bis zur Unnatur. Selbst Giftmischerei, ein feiges Verbrechen, das dem Charakter des gewaltthätigen Deutschen zuwider schien, war nicht mehr selten.

Nach dem gesellschaftlichen und politischen Zustande der Nation, in wie weit er die Arbeit und Ruhe, eine sorgenlose Muße und belastete Dürftigkeit vertheilte, hätte man die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft für bedeutender halten sollen. Die begünstigten Stände erfreuten sich eines behaglichen Daseyns, das dem Denken und Forschen, wie auch

den Versuchen der Kunst, immer günstig ist. Alle mechanischen Geschäfte und Handarbeiten, alle Anstrengungen um den Erwerb der ersten Bedürfnisse des Lebens lasteten auf den untern Classen der Gesellschaft, und die höheren konnten sich der geistigen Bildung, den Wissenschaften und Künsten widmen. Wie in den Staaten des classischen Alterthums Sklaven die Dienste und Geschäfte thaten, welche die Befriedigung der gemeinen Bedürfnisse zum Zwecke haben, so hatte sich auch der freie Deutsche davon losgesagt. Schon in der frühesten Zeit zerfiel die Nation in Edle, Freie und Sklaven, und diese Abtheilung hatte sich nachher nur weiter ausgebildet. Der Adel sonderte sich in Abstufungen wie die Knechtschaft, und die Eitelkeit zeigte sich, wie die Gewalt, in Erfindung von Vorrechten, Begünstigungen, Lasten und Leistungen sehr erfindungsreich. Die Leibeigenen waren mit ihrem Leibe eigen, und die Hörigen gehörten sich nicht selbst an. Die Dienste, die ihnen aufgebürdet wurden, hatten weder Maß noch Ziel und hingen von dem Willen ihres Herrn ab. Sie machten eine Zugabe des Bodens aus, auf dem sie lebten, und durften ihn nicht verlassen. Wollten sie heirathen, dann konnte das ohne die Genehmigung des Grundherrn nicht geschehen. Die Kinder

folgten dem Stande der Eltern und hatten ihr Loos zum Erbtheil. Der Eigenthümer konnte sie mit dem Boden verschenken und verkaufen. Die Zinsbauern waren, wenigstens anfangs, besser daran; sie bauten das Feld um einen bestimmten Zins, den sie zu entrichten hatten. Frei von Geburt, wurden sie Sklaven aus Noth, wenn sie, um nur zu leben, sich von ihrem Herrn alles gefallen lassen mußten. Dienstleute hießen die, welche sich unter leichtern oder härtern Bedingungen in eines Andern Dienst begaben. Sie selbst waren von je höchst verschiedener Art, wie das Loos, das ihnen fiel. Wer einem Hohen diente, konnte sich selbst erheben und bis zum Freien und Edeln steigen, wenn er es nicht schon war. Wer dagegen Niedrigen diente, stand natürlich niedriger als diese.

So hatten sich schon im eilften Jahrhundert die unteren Classen der Gesellschaft geschieden und abgetheilt. Die Begüterten hatten es, wie allenthalben, bequem, und benutzten die Vortheile, in deren Besitz sie waren, um sich noch größere zu machen. Der Dürftige, mit seinem Lebensunterhalte an den Reichern angewiesen, mußte sich die Bedingungen gefallen lassen, unter denen ihm dieser das Leben fristen wollte. Der etwas war und hatte

strebte mehr zu haben und zu seyn, und da der Stärkere sich nur auf Kosten des Schwächeren erheben kann, so mußte Jener in dem Maße fallen, in welchem Dieser stieg. Das ist der Gang der Natur, den in ihrer Entwickelung jede Gesellschaft nimmt. Da in jener Zeit die freien Gewerbe selten waren, und der Handel sich erst schüchtern erhob, gab es wenige Mittel eines unabhängigen Daseyns. Die Landeigenthümer, also fast die einzigen Reichen, ließen die seltenen und einfachen Handwerke, deren Erzeugnisse sie bedurften, durch Unfreie oder Dienstleute auf ihren Gütern treiben. In solcher Lage waren von den begüterten Freien und Edeln alle gemeinen Beschäftigungen, alle Arbeit, um den Unterhalt des Lebens zu verdienen, hinweggenommen, und man hätte, wie gesagt, erwarten sollen, daß sie auf geistige Ausbildung bedacht gewesen, und in Kunst und Wissenschaft bedeutend vorgeschritten wären. Dem müßigen Adel auf den Burgen, den Geistlichen in Klöstern und Stiftern fehlte es wenigstens nicht an Zeit dazu. Aber der Geschmack und das Streben der Nation hatte eine ganz andere Richtung genommen. Die Kunst erhob sich allerdings mit der kühnen Kraft und Würde, die in der Natur der höhern Stände nicht zu verkennen ist.

Die Wissenschaft aber gewann bei dem leeren Wortkram und den unfruchtbaren Grübeleien über Dinge, die außer dem Kreise menschlicher Erkenntniß liegen, nicht das Geringste. Die Richtung nach dem Ziele war verfehlt, und selbst die Schritte, die man vorwärts that, entfernten oft von ihm. Für den Edeln gab es kein edleres Geschäft als Krieg und Jagd, und das Gebiet des Denkens und Forschens hatte die Religion, wie man sie verstand und nahm, beinahe ausschließlich besetzt.

Allerdings hatte der Zustand der Dinge, wie wir ihn oben bezeichnet haben, auch seine gefälligere Seite, besonders als die Zeit, und selbst das Uebermaß des Mißbrauchs, in die Verwirrung einige Ordnung gebracht. Der Adel, der unabhängig auf seinen Gütern lebte, bewahrte einen Geist der Selbstständigkeit und eine Kraft, wie sie sich im zerstreuten und unterwürfigen Hofdienste, oder im beschränkten Volksleben nicht leicht entwickeln. Freiheit und Kraftgefühl aber sind die Mutter vieler Tugenden, wie Knechtschaft und Schwäche vieler Laster. Wer sich stark weiß und selbstständig, ist zur Großmuth geneigt, und der Lüge und Verstellung feind. Die Geschichte hat es immer nur mit Wenigen zu thun, und den Wenigen, damit sie über die Anderen her-

vorragen, müssen diese zum Fußgestelle dienen. Sparta hatte seine Heloten, und das übrige Griechenland, wie Rom, Sklaven. Wo Wenige viel seyn sollen, müssen Viele wenig seyn. Selbst in dem stolzen und sonst beneidenswerthen England kann die Größe und Herrlichkeit seiner Aristokratie das Elend und die Herabwürdigung der Menge nicht verbergen. Die Gleichheit, das stille Glück und der unbeneidete Wohlstand, die auch nur mäßige Genüsse und Wünsche, ein gleichförmiges, zufriedenes Leben suchen und gewähren, sind ein armer Gegenstand für die Geschichte, wie für die Künste. Liegt es nun in der Bestimmung des Menschen, daß nur Wenige etwas seyn und haben können, in deren Dienstbarkeit die Uebrigen zu leben verdammt sind, dann mag das Verhältniß der Leibeigenen und Hörigen zu ihrem Grundherrn, der sie wenigstens nähren muß, wenn sie ihm dienen sollen, gerade nicht das elendeste seyn. Ist es das Loos der Mehrzahl, in thierischer Stumpfheit nur thierische Bedürfnisse zu kennen, in deren Befriedigung ihr ganzes Glück besteht, dann ist dieses Glück im Stande häuslicher Sklaverei vielleicht sicherer, als in manchem anderen zu finden. Der Sklave lebt nur in dem Tage und für den Tag, ohne Hoffnung, wie ohne Furcht, da es für ihn

keine wechselnde Zukunft gibt, und mit den Nahrungsmitteln und der dürftigen Bekleidung, dem Einzigen, was ihm Unruhe machen könnte, muß ihn sein Herr versehen. Da der Ertrag des Knechtes von seiner Arbeitsfähigkeit, und diese von seiner Gesundheit abhängt, so muß der Eigenthümer, dem er dient, wenigstens für ihn, wie für seinen Viehstand, des eigenen Vortheils wegen, sorgen. Es läßt sich sogar ein schöner patriarchalischer Sinn in dieses Verhältniß denken, in welchem der Landeigenthümer Die, so sein Feld bauen und, für seine Bedürfnisse beschäftigt, häufig um ihn sind, mit einer Art väterlicher Liebe umfaßt und behandelt. Freilich sehen diese Dinge in der Wirklichkeit gewöhnlich anders als in der Idee aus, besonders wenn sich dieser die Poesie bemächtigt, und es mag um das väterliche Regiment der Gutsherren wie mit dem der absoluten Fürsten stehen. Der Landesherr kann nur figürlich der Vater seines Landes heißen, wie die Unterthanen auch nur figürlich seine Kinder sind; alles Figürliche aber muß man sich hüten buchstäblich zu nehmen. Das fürstliche Regiment hat eine andere Quelle, als dieses Familienverhältniß, das die Natur geschaffen hat, und es ist eben so unrichtig als gefährlich, auf dasselbe den Staat zu gründen.

Doch welches auch das Leben der niederen Stände gewesen ist — die Geschichte verkehrt ohnedies mit ihnen wenig — so läßt sich doch vermuthen, daß am Hofe und bei dem Adel eine freundliche und gemüthliche Stimmung in einer gewissen Periode geherrscht haben müsse. Vom Anfange des zwölften Jahrhunderts an, wo wir die Minnesänger finden, ist Liebe, Heldenmuth und Treue der Wahlspruch des edeln Ritterthums. Schutz der Schwachen und Bedrängten, vorzüglich der Frauen, der stete Dienst, den man ihnen weihet, war des Ritters vorzüglichster Beruf. Es liegt in der That etwas Freundliches und Erhebendes zugleich in dieser Verpflichtung, die man sich selbst gewählt, sein Leben und Bestreben an die Ehre und Sicherheit der Nothleidenden und besonders des schwächern Geschlechts zu setzen. Welch schönern Inhalt könnte ein Daseyn haben, als das der Liebe, der Religion und der Ehre geweiht ist? Diese Züge von Galanterie, Frömmigkeit und Heldenmuth geben der Zeit, von der wir reden, einen Charakter von Biedersinn und Liebenswürdigkeit, der höchst freundlich anspricht. Wir wollen darum nicht sagen, daß dieser Charakter allgemein, oder ungemischt von gröbern Zügen gewesen sey; vielmehr berichtet die Geschichte gar oft das Gegentheil. Auch

setzt der schöne Bund zum Schutze der Damen, Wittwen, Waisen und Bedrängten die häufige Gefahr des Angriffs auf sie voraus. Wer keiner Gewaltthätigkeit unterworfen ist, oder Hülfe dagegen in den Gesetzen findet, bedarf keines fremden Beistandes zu seiner Sicherheit. Ohne Zweifel sieht auch diese so freundliche und gefällige Zeit in der Geschichte, die sie von den rohern Stoffen gereinigt hat, ganz anders aus, als in der Wirklichkeit. Ist sie doch der Gegenstand des trefflichsten Romans geworden, in dem eben so viel Verstand und tiefer Sinn als Witz und Laune herrschen!

Es wird uns schwer, oft unmöglich, ferne Zeiten und fremde Völker richtig zu beurtheilen. Da der Mensch seine Zeit und sein Volk gern als Maßstab an andere legt, bei diesen seine Ansichten, seinen Glauben, seine Meinungen und Vorurtheile voraussetzt, so vermag er weder ihren Werth, noch ihren Zustand zu erkennen. Wir sind versucht, als Unglück, als Entbehrung und Rohheit zu betrachten, was ihnen Genuß, Wohlseyn und ernste Sitte ist. In mancher Hinsicht wird darum auch das Mittelalter ohne Zweifel oft mißverstanden. Der Zustand der Hörigkeit und Leibeigenschaft mag weder so drückend, noch so erniedrigend gewesen seyn, als er

uns erscheint und auch wirklich war. In jener Zeit der Einfachheit und plumpen Natürlichkeit darf man wohl alle Vergehen und Beschwerden suchen, die ihnen eigen sind; aber dafür kannte sie weder die Laster noch das Elend der heuchlerischen Verstellung, der feinen Liederlichkeit, der lügnerischen, sich selbst und Andere mit gewandter Schönrednerei beschwätzenden Sophistik und der Genußsucht eines langweiligen Müßiggangs, der sich durch die Befriedigung hundert eingebildeter Bedürfnisse zu zerstreuen sucht. Die Menschen, Herren und Knechte, Reiche und Dürftige, lebten von dem Ertrage des Bodens, auf dem sie wohnten. Was er erzeugte, reichte zum Unterhalte ihres Lebens hin. Der Begüterte verzehrte nicht, was ihm seine Güter gaben, und den Ueberfluß konnte er gegen fremde Erzeugnisse nicht vertauschen. Darum ließ er seinen Leuten gern, was für ihn selbst von keinem Gebrauche war. Die Mahlzeiten waren weder ausgesucht noch zusammengesetzt, und die Schwelgerei bezog sich mehr auf die Menge als auf die Köstlichkeit und Mannigfaltigkeit der Gerichte, und was die Tafel beschwerte, hatte die eigene Wirthschaft dargeboten. Mit dem Hausgeräthe und den Kleidern verhielt es sich eben so; die Weiber und Töchter der Vornehmen, sogar der

Fürsten und Könige, verarbeiteten die im eigenen Gebiete erzeugten und bereiteten Stoffe für sich, ihre Männer, Geschwister und Kinder. Den ganzen Bedarf des Hauswesens und der Wirthschaft lieferten die Handwerker und Arbeiter, die der Begüterte auf seinen Gütern unterhielt. Nicht als hätte es an allem Handel und an jenem Luxus ganz gefehlt, der die Befriedigung mancher Bedürfnisse in der Fremde sucht; aber sie waren nicht häufig und galten auch zum Glücke des Lebens nicht gerade für unentbehrlich. In solchem Zustande ist begreiflich der Mangel am Nothdürftigen, selbst an dem, was zum bekannten Genusse des Lebens gehört, selten. Der Landeigenthümer zieht auf seinem Grund und Boden, was sein Unterhalt erfordert. Er zehrt nicht einmal alles auf und braucht mit dem Ueberflusse nicht zu kargen, da er ihn doch nicht zu verwenden weiß. So kam es dann, daß im gewöhnlichen Laufe der Dinge kein Mangel herrschen konnte, und der Arbeiter, bei Bekleidung und Nahrung, noch seine Fest- und Feiertage hatte. Das Wort war freilich rauh und hart, die Sache war es weniger. Die Leibeigenen mochten minder zu bedauern seyn, als viele freie Leute der spätern Zeit, gegen die man mit Freiheiten und Rechten großmüthig war, die aber

nichts hatten, worauf sich diese Freiheiten und Rechte beziehen konnten, welche darum leere Worte waren.

Natürlich mußte sich das angeführte Verhältniß ändern, so wie die Bedürfnisse sich vermehrten, die Ausgaben stiegen und die Gegenstände des Genusses endlich weder Maß noch Ziel mehr hatten. In Allem ward nun der höchste Ertrag gesucht; was die Heimath lieferte, forderte zum Theil die Fremde, die ihre Erzeugnisse dafür bot. Da gab es keinen Ueberfluß, weil alles zu benutzen, zu vertauschen, zu verkaufen war. Was der Herr an dem Gesinde ersparte, kam ihm zu gut. Jetzt wurden die Forderungen aufs Höchste getrieben, für Alles ward der höchste Preis verlangt. Die Ansprüche der Gutsherrn und Grundeigenthümer wurden gesteigert, und der Bauer, der leben wollte, leben mußte, sah sich genöthigt, die härtesten Bedingungen seines Daseyns einzugehen. Alles ward nach dem Ertrage berechnet; der Sklave erhielt die Freiheit, weil man einsah, der Freie arbeite mehr und besser. Was der Begüterte seinen Dienstleuten und Untergebenen entziehen konnte, brachte ihm Gewinn. An ein trauliches Familienverhältniß war nicht mehr zu denken, wo man hier nur nehmen wollte, dort immer geben sollte. Consumtion und Production lagen als Ge-

weihte in den beiden Schalen der Wage, in der vom Einzelnen wie vom Staate des Menschen Werth und Unwerth gewogen ward. Alle Wirthschaft ging dahin, den höchsten Ertrag um den niedrigsten Lohn, die meiste Arbeit für den geringsten Preis zu haben, alle Staatskunst, die Steuern zu vervielfältigen und zu erhöhen. Auf diesem Wege sind wir dahin gekommen, daß Alle frei geworden; aber Millionen, um zu leben, nur um so zu leben, daß sie nicht gerade vor Hunger sterben, dem Willen Derer hingegeben sind, die sie brauchen und bezahlen; daß im Zeitalter der Herrschaft der Rechte, der Humanität und Civilisation, der Cultur und Industrie, Blinde, Kinder, Greise an den Spinnmaschinen und Weberstühlen siechen, geboren werden und sterben, daß der Ertrag im Geldwerth das Höchste des Lebens, seine eigentliche Bestimmung geworden ist, daß es keine Feiertage mehr, als für den Müßiggänger gibt. Mit dieser hohen Bildung ist der Fluch des Schöpfers, da er den gefallenen Menschen aus dem Paradiese vertrieb, erst gänzlich in Vollziehung gegangen. Er scheint zu leben, um zu arbeiten, da er nur arbeiten sollte, um zu leben. Das Leben hört auf, der Zweck zu seyn, es ist ein Mittel, das der Arbeit dient. Das ist die

Kehrseite des Bildes; man muß die beiden Seiten sehen.

Das Ritterwesen war in Deutschland eine fremde Pflanze, die weder das frische, grüne Laubwerk, noch die reichen, duftenden Blüthen, wie in ihrer südlichen Heimath trieb. Die Araber hatten es in Spanien verbreitet, von wo es nach Frankreich, Sicilien, Italien und bis nach Britannien und Deutschland kam. Der heitere Himmel, seine Wärme, die alles Leben mit einem beseelenden Athem durchglüht, die Gewächse üppig höher treibt, und mit aromatischen Dünsten schwängert, dem thierischen Körper mehr Kraft und Gewandtheit gibt, die rohen Bedürfnisse vermindert und die feinern steigert, das freie, fröhliche Daseyn in der freien, fröhlichen Natur, alles war in den südlichen Ländern den ritterlichen Uebungen und Zügen, der Galanterie und Dichtung günstiger als im Norden. Hier ist die Sinnlichkeit thierischer, das Geschlecht gefräßiger und weniger wohl gestaltet, die Natur ärmer, der Himmel streng, dem rührigen Leben im Freien, und der Entwickelung der körperlichen Schönheit und männlichen Kraft entgegen. Der warme Himmel erwärmt das Blut, daß es rascher fließt, die Leidenschaften sind heftiger, die Einbildungskraft lebendiger. . . In der kältern Zone

verschließt die Witterung den Bewohner derselben in die enge Behausung, und die karge Befriedigung seiner Leibesnothdurft ist fast die einzige Aufgabe seines mühevollen Lebens. Er braucht mehr zu Kost, Kleidung und Wohnung, und die weniger fruchtbare Natur gibt ihm weniger. Darum ist auch das gewandte, heitere und galante Ritterwesen und die Poesie der Liebe und redseligen Unterhaltung im Norden nur ein steifer Abdruck dessen, was sie im lebensfrohen, reichen und nüchternen Süden war. Zum Vortheil des Ritterwesens gab ihm das tapfere Geschlecht der Normänner etwas von seinem abenteuerlichen Heldengeiste, der die muthigen Scharen zu siegreichen Besitzern schöner, fruchtbarer Länder machte, und ertheilte ihm den kühnen Schwung, der es in Frankreich, Sicilien und England so ruhmvoll ausgezeichnet hat. Die deutschen Ritter spielten auch nie die Rolle, wie die französischen, englischen und sicilianischen, besonders in den Kreuzzügen, und das befreite Jerusalem erwähnt deren kaum.

Wenn auch das Ritterwesen nicht gerade alle die Tugenden und Vorzüge entwickelt hat, mit denen seine Freunde und Verehrer es jetzt gern schmücken; wenn es der Einbildungskraft aus der unsichern Ferne mit einem Glanze entgegenstrahlt, den der

Verstand in Nähe und Gegenwart an ihm nicht zu bewundern fand; wenn es, wie alle menschlichen Werke und Institutionen, in der Idee sich verherrlicht zeigt, wie die Wirklichkeit es nicht geben konnte, dann ist es doch sicher auf die sittliche Bildung nicht ohne Einfluß geblieben. Durch dasselbe ward das Ehrgefühl und die Tapferkeit geweckt und genährt, und die Pflichten, die es auferlegte, blieben seltener unbefolgt, als es ohne das Gebot und die Aufmunterung desselben geschehen wäre. Nicht alle Tugenden, die es vorschrieb, wurden geübt; aber doch viele, die ihm allein ihre Entwickelung verdankten. An ihm ist besonders zu rühmen — was so leicht übersehen wird — daß es in der Zeit der Zünfte, Innungen und abgeschlossenen Standesgrenzen, ein schönes und kräftiges Gefühl der Gleichheit unterhielt und die Würde des Mannes auf seinen männlichen Werth gründete, und die Launen und Zufälligkeiten der Geburt und des Glückes nicht darüber entscheiden ließ; denn nicht bloß der Adel war ritterfähig, sondern auch der Bürgerliche, der sich durch ritterliche Thaten und Vorzüge auszeichnete. Der Adel allein gab auch die Ritterwürde nicht, und der Fürstensohn mußte sie, so lange das Ritterwesen sich rein erhielt, so gut wie jeder Andere verdienen. Der Ritter von

geringer Geburt stand über dem Knappen, wenn dieser auch aus den ersten Häusern hervorgegangen war. Man folgte sich in dem Orden, ohne Rücksicht auf Stand und Abkunft, nach den Stufen und in der Unterordnung, die dessen Statuten eingeführt hatten; als Ritter waren sich Alle gleich. Mit großem Unrecht ließ man diese schönste Seite des Ritterwesens unbeachtet, oder schenkte ihr doch wenigstens nicht die verdiente Würdigung. Wie weit der Ordensgeist ging, der nur auf sich beruhen und von allen fremdartigen Einwirkungen sich frei erhalten wollte, beweiset der Umstand, daß in den Kreuzzügen christliche Könige sogar Saracenen, die durch ritterliche Tugenden glänzten, zu Rittern schlugen.

In jedem Falle muß die romantische, ritterliche Stimmung die Manieren veredelt und die Sitten sanfter gemacht haben. Da Könige und Fürsten sich mit der Dichtkunst beschäftigten, die diesen romantisch-ritterlichen Beruf zum Gegenstande hatte, und an ihren Höfen einen Wettstreit unterhielten, bei dem sich die Sänger aus der Nähe und Ferne einzufinden pflegten, und der Sieger den Dank aus den Händen der Schönen empfing, so dürfte wohl die Behandlung der Untergebenen, das Verhältniß der Schwachen zum Starken, der Diener zum Ge-

bieter, davon einen milderen Anstrich gewonnen haben. Dieser Vortheil war nicht unbedeutend, hätte aber noch bedeutender werden können, wäre die Bildung auf dem eingeschlagenen Wege fortgeschritten. Es war ein großer Vorzug, daß die Dichter sich der Muttersprache bedienten, ein fast eben so großer, daß sie sich mit den Gegenständen des wirklichen Lebens beschäftigten und so auf dasselbe wirkten; im Gegensatze mit der spätern Kunst, die Sprache, Stoff und Form von einem fremden Volke aus fremden und fernen Zeiten lieh. Auf diesem Wege, wäre man ihn fortgewandelt, mußte die deutsche Sprache und die deutsche Art in der Denk- und Handlungsweise sich immer mehr ausbilden, und jene bald das Mittel werden die Kenntnisse zum Gemeingut der Nation zu machen. Es gibt keine rechte, wahre Bildung, die sich dem Leben eines Volkes mittheilt, ohne eine gebildete Muttersprache. Wäre sie die allgemeine Sprache der Schrift geworden, dann würde dieser einzige Umstand für unsere Cultur und Gesittung wichtiger gewesen seyn, als irgend ein Ereigniß dieser und der darauf folgenden Zeit. Aber nur die Dichtkunst bediente sich der Sprache des Landes. Die wissenschaftlichen Werke, was es nämlich von solchen gab, und selbst die Geschichte, wurden lateinisch abgefaßt.

Diese sogenannte Sprache der Gelehrten hat uns in unserer Aufklärung und Bildung um Jahrhunderte zurückgesetzt.

Um die Verirrung zu vollenden, mußte der kleinliche Scharfsinn der Zeit an die Philosophie des alten Griechenland's gerathen, die mit der Bildung, den Ansichten und Bedürfnissen, die damals herrschten, auch nicht die geringste Verwandtschaft hatte. Aus der Philosophie des Aristoteles ward eine spitzfindige Dialektik verarbeitet, die zu ergründen und zu beweisen suchte, was dem Menschen zu wissen nicht gegeben ist. Da die Religion zu den wichtigsten Angelegenheiten der Nation gehörte, so ward selbst das Christenthum, oder was man daraus gestaltet hatte, nach der Lehre des Weisen von Stagyra behandelt, und er selbst wie ein Kirchenvater angerufen und verehrt. Es entspann sich der heftige Kampf zwischen den Realisten und Nominalisten, den man kaum lächerlich genug finden könnte, wäre er nicht verderblich gewesen. Das Studium der Natur, deren Erscheinungen die Gelehrten zu beobachten und zu erklären verschmäheten, wollte in die Ergründung des Urstoffs aller Dinge eindringen, und man stritt sich mit großer Bitterkeit darüber, ob er ein quid, ein quantum oder quale sey. Es

ward indessen von Freunden wissenschaftlicher Bildung gerühmt, daß sich der menschliche Geist mit dieser Dialektik beschäftigt und an ihr geübt habe, um nach und nach zum Besseren, vorbereitet und gestärkt, überzugehen. In der That, es sind glückliche Naturen, die in jedem Nachtheil noch einen Vortheil finden, und dem Gebrauche und dem Verstande sogar in dem Mißbrauch und dem Unsinn eine Brücke schlagen. Ich sollte glauben, es sey weniger daran gelegen, ob der Geist des Menschen, als mit was er sich beschäftigt. Nichts thun ist verdienstlicher als Böses thun, und die Verrenkung der Glieder kein Gebrauch derselben zu ihrer Stärkung. Wenn die Seiltänzerkunst, die den Leib verzerrt, eine wohlthätige Gymnastik heißen kann, dann mag auch die Scholastik als zur Uebung und Kräftigung des Geistes dienlich gepriesen werden. Diese ungeheure Verkehrtheit hat besonders in Deutschland ihre Zeit weit überlebt, und ist bis in unsere Tage, nur in oft veränderter Gestalt und mit gewechselter Terminologie, ein Theil unserer Philosophie geblieben.

Es hat manchen Freund der Kunst befremdet, daß man eine Zeit, die Meisterwerke, wie das Lied der Nibelungen, den Strasburger Münster, den Dom von Köln, Speier und Mainz, nebst andern gefeier-

ten Denkmälern der Architektur hervorgebracht, barbarisch zu nennen wagt, und sie wollten mit diesen Zeugen besonders die Ehre der Bildung des eilften und zwölften Jahrhunderts retten. Wir fühlen uns auf keine Weise berufen, den Werth jener gepriesenen Dichtung, die von der Liebe zum Vaterländischen und Alterthümlichen neben, selbst über die Ilias gesetzt ward, und die großen Werke der Baukunst aus jener Zeit zu würdigen; am wenigsten sind wir geneigt, sie herabzuwürdigen; aber für Beweise der Cultur und Civilisation können sie nicht gelten. Wenn es auch ein Volk in einer bildenden mechanischen, selbst in einer Kunst, oder in einer Wissenschaft, die ihren Reichthum aus Beobachtungen und Versuchen schöpft, sehr weit gebracht hat, dann folgt daraus doch keineswegs, daß bei ihm Aufklärung und Bildung herrsche. Man kann vorzügliche Kenntnisse in der Mechanik, Chemie, Mathematik und Anatomie besitzen, und doch in Allem, was sich auf das öffentliche und bürgerliche Leben bezieht, eine sehr beschränkte oder falche Ansicht haben. Was bezeugen die Pyramiden, von denen vier Jahrtausende auf uns herunterblicken, als den Sklavenfleiß und die knechtische Dienstbarkeit eines Volkes, das mit Anstrengung und Entbehrung, unter der Peitsche des Frohnvogts,

seufzend die ungeheuern Massen zusammentrug? Wie viele große Werke, vor denen die Nachwelt bewundernd steht, sind bloße Denkmale der Eitelkeit und Selbstsucht tyrannischer Gewalt? Wenn die mächtigen Schöpfungen des Genies und Fleißes sich als Erzeugnisse des Wohlstandes, der Kunstfertigkeit und des behaglichen Daseyns, das sich mit allen gemeinen Bedürfnissen abgefunden hat, unter einem glücklichen, thätigen Volke erheben, dann allerdings verdienen sie unsere gerechte Anerkennung und Bewunderung; was aber die Macht und Laune durch ein Herrscherwort von der Arbeitsamkeit, der Entbehrung und dem Gehorsam erzwingt, sollte vielmehr unsern Abscheu, als unsere Theilnahme erregen. Diese Bemerkung, wenn ich sie auch auf die Bauwerke des Mittelalters nicht angewendet wissen will, mag doch hier an ihrer Stelle seyn. Im Allgemeinen beurtheilt der Mensch, und so auch die Geschichte, der Menschen Werk, das Große und Hervorragende gar oft vom Schein geblendet und von Vorurtheil bestochen. Großer Reichthum Weniger besteht gewöhnlich nur bei der Armuth Vieler, und die verschwenderische Pracht der Begüterten neben der Nacktheit und dem Mangel der Dürftigen. Wo Paläste glänzen, sind die dunkeln Hütten in der Nähe, und die

Herrlichkeit der Hauptstadt ist gar oft der Preis der Verarmung des Landes. Es kann auch anders seyn, wenn ein Volk in der Entwickelung seiner Anlagen und Kräfte bis zu einem hohen Grade von Wohlstand und Bildung gelangt ist. Dann sehen wir in der Kunst und dem Luxus die natürliche Frucht des Wohllebens und der Muße. Aber die thörichte Eitelkeit sucht sie nur zu oft unnatürlich zu erzwingen, und erzieht sie als exotische Pflanzen kostspielig in einem Treibhause, weil der Boden und Himmelsstrich ihrem Gedeihen noch nicht günstig sind. Was aber das Treibhaus bringt, ist so wenig Erzeugniß des Landes, als die Arbeiten der Akademien und Hochschulen Früchte oder Zeichen der Cultur des Volkes sind. Alle Erhebung und Auszeichnung Weniger, die nur durch die Erniedrigung und Demüthigung Vieler möglich wird, ist nicht nur unnatürlich, sondern auch ungerecht.

Ein Gebrauch, der für die Sitten und den Stand der Bildung der Zeit bezeichnend ist, sind die Gottesurtheile, Ordalien genannt, die sich bis in das zwölfte Jahrhundert erhalten haben. Der Beklagte unterwarf sich, zum Beweise seiner Unschuld, der Wasser- oder Feuerprobe, und die Entscheidung, ob er strafbar oder schuldlos sey, war so, wie man

meinte, dem Himmel überlassen. Bei der Wasserprobe ward in der Kirche ein Kessel mit Wasser über ein Feuer gestellt. In einer gewissen Tiefe, die nach der Schwere des Vergehens verschieden war, lag ein Stein oder Eisen. Der Kläger und der Beklagte, jeder von zwölf Zeugen begleitet, stellten sich auf beiden Seiten in zwei Reihen auf. Nach verrichtetem Gebete begaben sich zwei Personen, eine von jeder der streitenden Parteien, nach dem Kessel, um zu prüfen, ob das Wasser den rechten Grad der Hitze habe, und der in demselben befindliche Körper so tief liege, wie es nach der Größe der Beschuldigung vorgeschrieben war. Befand es sich so, dann streckte der Beklagte den bloßen Arm in das Wasser und holte aus ihm den schweren Körper. Sogleich umwickelte ein Geistlicher den zurückgezogenen Arm, und besiegelte den Verband, der nach drei Tagen wieder geöffnet ward. Fand man den Arm geheilt, oder unverletzt, dann war das ein Zeichen der Unschuld; im entgegengesetzten Falle mußte der Beklagte als überwiesen die gesetzliche Strafe, leiden. Bei der Feuerprobe ward eine Eisenstange, deren Gewicht mit der Größe des Verbrechens im Verhältniß stand, während der Messe in ein Feuer gelegt, wo sie eine bestimmte Zeit bleiben mußte.

Dann faßte sie der Beschuldigte mit der bloßen Hand, trug sie drei Schritte im vorgeschriebener Richtung fort und ließ sie fallen. Statt die glühende Eisenstange in die Hand zu nehmen, ging der Beklagte auch mit bloßen Füßen eine bestimmte Anzahl von Schritten über sie, und in beiden Fällen ward der Theil des Körpers, mit dem man die Probe bestanden hatte, von dem Geistlichen sorgfältig verbunden und versiegelt und die Schuld oder Unschuld, nach dem Zustande desselben erkannt. Der ganze Vorgang ward durch religiöse Gebräuche, die man dabei beobachtete, feierlich gemacht; und wenn auch das Gottesurtheil selbst höchst unzuverlässig war, dann geschah doch alles, um das unsichere Gewissen zu erschüttern. Ehe der Beklagte die Prüfung bestehen durfte, brachte er drei Tage mit Beten und Fasten zu. Den dritten und letzten Tag zeigte ihm der Geistliche die Gefahr der Vermessenheit, sich auf Gottes Urtheil zu berufen, im Falle ihn die angeschuldigte That belaste, und reichte ihm das Abendmahl, wobei er seine Unschuld noch einmal beschwören mußte. Der Zweikampf, durch den der Adel sich Recht nahm, ein Gebrauch, der sich erst mit dem dreizehnten Jahrhunderte verlor, war kaum geeigneter, die Wahrheit auszumitteln und nach dem

Rechte zu entscheiden. Auch hier bot man alle Mittel auf, um den Schuldigen durch das aufgeschreckte Bewußtseyn seiner Schuld muthlos zu machen, oder zu entwaffnen; ward aber sein eigenes Gewissen an ihm nicht zum Richter, dann entschied Körperkraft, Gewandtheit oder Zufall. Manche gelehrte Justiz mag freilich weder gerechter noch sicherer seyn, doch fällt ihre Ungerechtigkeit und Unsicherheit bei dem heimlichen Verfahren und der künstlichen Verwickelung der Förmlichkeiten, die damit verbunden werden, nicht so entschieden auf.

Gebräuche und Gewohnheiten dieser Art, die so tief in das wirkliche Leben greifen und die Verhältnisse desselben bestimmen, können eben darum auf das Glück der Völker einen großen Einfluß haben. Sonst sind Glauben und Meinen, Herkommen und Angewöhnung bei weitem nicht so folgereich und wichtig, als man gewöhnlich dafür hält. Ein Volk findet an dem andern Volke, eine Zeit an der andern, ein Stand sogar an dem andern Stande alle Begriffe, Ansichten und Gebräuche, die sie unterscheiden, auffallend, sogar lächerlich und albern. Man faßt den Unsinn, die Thorheit nicht, die man nicht theilt. Man findet den religiösen Glauben, die Gebräuche und Gewohnheiten, die nicht die unsrigen sind, abge=

schmackt. Alles Bekannte und Vertraute ist uns lieb geworden; die Angewöhnung macht das Seltsamste natürlich, das Schwere leicht, das Entbehrliche zum Bedürfniß, das Widerliche angenehm. Sie veredelt unsern Irrthum zur Wahrheit, unsere Thorheit zur Weisheit, unsere Lächerlichkeit zum würdigen Ernste. So beurtheilen sich Nationen, Geschlechter, Jahrhunderte, Confessionen und Stände, und dieses Urtheil hat selbst die Geschichte fast immer angenommen und bestätigt. Aber diese Thorheiten, dieser Wahn, diese Irrthümer sind glücklicherweise in der Regel für das Wohl der Völker von nicht großer Bedeutung. So sehr auch die positiven Religionen, die philosophischen Systeme, die angeerbten Gebräuche und Gewohnheiten von einander abweichen, wir werden die Menschen beständig nach demselben Ziele, durch dieselben Mittel streben sehen. Die abgeschmackteste Religion, die tollste Schulweisheit, die widersinnigste Ueberlieferung hat nie das Laster empfohlen, das Verbrechen geheiligt und die Begriffe des Menschen so verkehrt, daß er die Sünde für verdienstlich, die Entbehrung für Genuß und die Marter für ein Vergnügen gehalten hätte. Wo er dagegen entartet und verdorben war, da wußte er aus der reinsten Lehre Folgerungen zu ziehen, die

mit seinen schlechten Begierden in Einklang standen. So sahen wir die Religion der Liebe und Duldung die Bekenner derselben in Henkersknechte von ihres Gleichen, und die erhabensten Grundsätze der Freiheit Die, so sie lehrten und verbreiteten, in Tyrannen verwandeln. Wir haben gesehen, daß der Glaube an die Seelenwanderung die Menschen schonend und mild gemacht, und daß Ungläubige, die ein künftiges Leben leugneten, die Tugend zum höchsten Gute erhoben haben. Alle diese Verirrungen in Glauben und Meinen, alle die oft verabscheuenswürdigen Dogmen und lächerlichen Philosopheme haben auf die gesellschaftlichen, bürgerlichen und politischen Verhältnisse des Menschen nie den verderblichen Einfluß geäußert, den man von ihnen fürchten zu müssen schien. Fällt auch so eine Meinung, eine Satzung und Anordnung störend in das Leben, dann kehren und drehen die Bedürfnisse desselben sie so lange um, bis die harten, abstoßenden Ecken abgerieben sind, und der Narrheit und dem Aberwitze selbst eine Seite abgewonnen wird, die mit den Neigungen des Menschen und dem, was ihm in der Gesellschaft Noth thut, verträglich zusammenstimmt. Der heilloseste Despotism des Orients und der ausschweifendste Aberglaube haben den Grundsatz noch nicht aufge-

stellt, daß sie die Vollmacht und den Beruf hätten, die Völker zu quälen und zu verderben. Man hat darum auch Unrecht, wenn man von der Glaubenslehre, den Theorien des Staatsrechts, den religiösen Gebräuchen und gesellschaftlichen Gewohnheiten eines Volks, kurz von seinem Gottesdienste, seiner Wissenschaft und seinem Ceremoniel auf den wahren und wirklichen Inhalt seines Lebens schließt. Es mag kaum einen Glauben, kaum eine Lehre geben, die nicht Heilige und Verbrecher, ihre Weisen und Narren zählte. Außer dem Christenthum finden wir — im wahren Sinne des Wortes — bessere Christen, als Tausende in ihm gewesen, und in ihm so schlimme Heiden, als sie das Heidenthum selbst nur immer aufzuweisen hat. Auch in unserer Zeit entstellt die höchste Abgeschmacktheit manchen positiven Glauben, unsere Gesetzgebung und Staatswissenschaft, und doch können die Menschen, die sich zu solcher Kirche und zu solchen politischen Systemen bekennen, gescheidt und verträglich seyn. Die Dogmatik und die Liturgie sind für die Religion eines Volks, und die wissenschaftlichen Systeme für seine gelehrte Bildung ohne Zweifel höchst wichtig; aber auf sein häusliches und öffentliches Leben, auf seinen Wohlstand, sein Glück, seinen Geist und Charakter haben sie den Einfluß politischer Institutionen

nicht, wie die Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit des Verfahrens der Staatsbehörden, besonders der Gerichtshöfe, die Theilbarkeit oder Untheilbarkeit des Grundeigenthums, Preßfreiheit oder Preßzwang, oder das Zugeständniß von Vorrechten an einen Stand zum Nachtheil der übrigen Stände. Ueberhaupt geht alle Theorie mehr dem wirklichen Leben nach und bildet sich nach ihm, als daß die That durch das Wort erzeugt und bestimmt würde. Die sogenannte Philosophie Epikur's hat keineswegs das sinnliche Wohlleben hervorgerufen, sondern dieses vielmehr die Ansichten, Maximen und Grundsätze desselben in ein System gebracht.

Bei dem Verdachte eines Friedensbruches, der Ruhestörung und Verletzung des Gesetzes, wo der Verdächtige nicht überwiesen werden konnte, durfte er sich, war er ein Freier, mit einem Eide reinigen, der ihn vor der Gesellschaft von aller Schuld befreiete. Mit ihm schwur aber eine Anzahl Verwandter oder Bekannter, denen seine Lebensweise nicht verborgen war. Diese, Eideshelfer (Consacramentale) genannt, gaben nicht bloß Zeugniß für die Unschuld des Beklagten, sondern verbürgten sich auch für seinen Werth und seine Rechtlichkeit. Dieser Geist des Gemeinheitlichen und der Genossenschaft, der das

ganze öffentliche Leben der deutschen Völker jener Zeit beseelt, war ein mächtiger Hebel, der mit Leichtigkeit die größten Lasten trug und in einstimmige Bewegung setzte. Er ist auch wirklich für den Staatsmann der Hebel Archimed's, wenn er ihn anders zu behandeln weiß. Wie bei diesen Eideshelfern, war bei Gemeinheiten, Orden, Innungen, die Ehre des Einen, seine Unschuld und Verantwortlichkeit, die Ehre, Unschuld und Verantwortlichkeit seiner Genossen. Der Einzelne hatte den Zweck des Ganzen, und das Ganze den des Einzelnen; so fand Einer in dem Andern nicht nur einen befreundeten Helfer in der Noth, sondern auch einen wachsamen Aufseher in Versuchung und Gefahr. Der Staat mit seinen Entwürfen und Mitteln liegt jetzt dem Bürger entfremdet in der Ferne; selbst wenn er zu ihm spricht, geschieht es in einer ihm fast fremden Sprache. In einem großen Ganzen verschwindet der Einzelne, und steht vereinzelt in der Gesellschaft. Will man auf ihn wirken, dann muß man ihm ein näheres Interesse geben, und einen Wirkungskreis, in dem er sich frei und bekannt bewegt. Doch muß dies Interesse im Interesse des Staates seyn, und diese Wirksamkeit die des Staates unterstützen, wie in den kleinen Zwecken der Verbrüderung und Genossenschaft

der große Zweck des Staates gefördert werden muß. Das thun gut gebildete und geschickt geleitete Verbindungen, und mit dem oft verkannten Gemeinde- und Corporationsgeiste lassen sich Wunder wirken, in wie weit menschliche Anstrengung sie wirken kann. Allerdings bringt er auch Gefahr und wird dem Staate verderblich, wenn dieser sich auf eine zweckmäßige Leitung nicht versteht. Das aber ist der Fall mit jeder Kraft. Was nützlich ist, kann auch nachtheilig wirken. Die beste Waffe in des Ungeschickten Hand ist die gefährlichste für ihn. Der Tod allein bleibt ruhig und läßt in Ruhe. Wer Völker regieren will, muß die Regierungskunst verstehen. So ist es auch mit jeder andern Kunst, selbst mit dem einfachsten Gewerbe.

Betrachtet man die Art, wie besonders in den letzten Jahrhunderten der Periode, mit der wir uns beschäftigen, die Gerechtigkeit verwaltet worden, dann muß man die Lage des Bürger- und Bauernstandes höchst bedauernswürdig finden. Eine schnelle und nicht kostspielige Rechtspflege ist das erste Bedürfniß der Staatsgenossen, und wo sie ihnen zu Theil wird, die erste Wohlthat. Das ganze Leben des Volkes bewegt sich in den engen Schranken ewig gleicher Beschäftigungen, die den Erwerb und die

Erhaltung eines Eigenthums zum Zwecke haben, das ein ruhiges und bequemes Daseyn sichert, in wie weit ihm ein solches beschieden ist. Was sich demnach auf die Sicherheit seiner Person, das Mein und Dein, oder die Mittel seiner Subsistenz bezieht, hat für dasselbe den höchsten Werth. Gute bürgerliche und peinliche Gesetze, eine kräftige und gleiche Rechtspflege befriedigen seine ersten Wünsche, seine dringendsten Bedürfnisse; und wären diese Wohlthaten immer ohne politische Freiheit zu erlangen und zu erhalten, dann würde es gegen diese, die ihm einen Antheil an der Gesetzgebung und der Aufsicht über die Verwaltung des Staates gibt, ziemlich gleichgültig seyn. Bei dem Volke stehen darum auch diejenigen Fürsten im besten Rufe und in dankbarer Erinnerung, die ihm eine gute Justiz sicherten, selbst wenn sonst ihre Regierung herrisch war. In der Zeit aber, von der wir reden, hatten die Gesetze unendliche Mängel und Gebrechen, und — worin vielleicht der größte Fehler lag — die Richter waren mit ihrem ganzen Einkommen nicht bloß an die streitenden Parteien angewiesen, sondern mußten auch noch eine Abgabe von ihrem Dienst entrichten. Die Gerechtigkeitspflege war eine Quelle der Bereicherung; und da von der Menge und der Dauer der

Processe die Größe ihres Ertrags für den Richter abhing, so mochte dieser nicht besonders darauf denken, sie zu verhindern, oder abzukürzen. Auch war die Bestechlichkeit sehr allgemein, und schien so wenig Schande zu bringen, daß die Kläger und Beklagten sich ganz offen selbst an die höchsten richterlichen Behörden, ja an den Kaiser, wendeten und sich überboten.

Gegen Raub und Gewaltthat, die der Adel und die Vornehmen an sich selbst und besonders an dem Bürger- und Bauernstande übten, war selten oder nie Gerechtigkeit zu erlangen. Alles Recht lag in der Faust, und wer es nicht erfechten konnte, mochte darauf verzichten. Auf jeder festen Höhe, die Sicherheit und einen leichten Ausflug auf Beute versprach, lag die Burg eines Edelmanns, und jede Burg war der Hinterhalt eines fehdelustigen Großen, von der er auf Raub ausging, und wo er ihn verwahrte. Jede Art von Erpressung und Beraubung ward ohne Scheu und Scham an Reisenden, besonders an Kaufleuten, und selbst an dem Felde und der Wohnung des Landmanns verübt. Die geistliche und die höhere weltliche Macht boten sich vergebens die Hände, um diesen Raubfehden ein Ende zu machen. Kirchengebote und Staatsgesetze

befahlen umsonst den Gottes- und Reichsfrieden; da keine Gewalt da war, welche die Gewalt bändigte, so halfen Bann und Beschlüsse nichts. Dieser Zustand war allerdings kläglich, und nichts bezeichnet die gesunkene Macht des Reichsoberhauptes mehr, als die langen vergeblichen Anstrengungen, den Frieden wieder herzustellen. Schriftsteller unserer Tage, die dem Mittelalter gern das Wort reden, haben die Bemerkung gemacht, diese Befehdungen und Räubereien seyen zwar ein großes Uebel gewesen, doch stellte man es sich schrecklicher vor, als es sich in der That erwiesen. Solche gewaltthätige Plackerei, meinen sie, gefährde wohl die Sicherheit und das Eigenthum, wirke aber nur vorübergehend, da die methodische und nachtheilige Aussaugung unserer Finanzsysteme dagen der arbeitenden Classe immer nur so viel Blut und Kraft lasse, als sie brauche, um fortleben und fortarbeiten zu können. Selbst unser Friede, sagen sie, sey gegen Gewerbe, Handel, Kunstfleiß und Ackerbau ein fortgesetzter Krieg, zwar nur ein heimlicher und stiller, der aber dieselben Folgen, durch Mauthen, Zölle, Abgaben und die stehenden Heere hervorbringe. Der wirkliche Krieg sey jetzt weit verderblicher als damals, weil ihn der Bürger führe, bezahle und auch alle

Lasten und Wehen desselben trage, die Conscriptionen, Requisitionen, Contributionen und Einquartirungen aber weit verderblicher wirkten, als vorübergehende Einfälle und Streifzüge einiger Dutzend Burgmannen. Sey die damalige Wirthschaft, sprechen sie, etwas roh und wild gewesen, dann dürfe man die heutige für etwas zu fein und zahm halten. Der Mensch sey eine wahre Staatspuppe geworden, die man beständig an dem Draht der Gesetze und Verordnungen tanzen lasse; er gelte allenthalben, in und außer der Heimath, für einen Spitzbuben, müsse ein Papier bei sich tragen, in dem er signalisirt sey, und es bei jedem Schritte und Tritte vorzeigen, um seines Wegs ziehen zu dürfen, wenn es den lauernden Beamten und Angestellten so gefalle; an jeder Grenze kehre man ihm die Taschen um und durchwühle sein Gepäck. Man möge nur bedenken, mit wie vielen Banden eine einzige, aber unendliche Wissenschaft, die Polizei, ihn geknebelt und gefangen durch das Daseyn führe, ja schon vor demselben ihn als ungeborne Frucht belausche, nach ihm, für sein Begräbniß sorge und ihn erst unter der Erde loslasse. Mit der Kindheit hocke sich ihm diese ewige und allgegenwärtige Polizei in hundert Gestalten auf, treibe ihn aus lauter zärtlicher Theil-

nahme und Fürsorge geängstigt und müde durch das Leben. Als Unterrichtspolizei setze sie sich schon neben den ABCschützen wachsam auf die Schulbank, bestimme die Spiel- und Lehrstunden und den ganzen Unterricht, begleite ihn dann auf allen niedern und höhern Schulen, und stelle sich noch horchend, mahnend und einflüsternd neben den Professor auf den Katheder, neben den Prediger auf die Kanzel und den Priester an den Altar. Als Gesundheitspolizei mache sie in jedem Hause das Geschäft der Keller- Küchen- und Speichermeisterin; als Baupolizei bestimme sie die Lage des Hauses, die Art es zu bauen und zu decken, seine Höhe, Länge und Tiefe, ohne Rücksicht auf die der Casse des Bauherrn zu nehmen; als Feuerpolizei besehe und bewache sie Herd, Kamine, Oefen und Schornsteine. Der Gewerbpolizei, Armenpolizei, Feldpolizei, Gemeindepolizei, Forstpolizei, Jagdpolizei und einiger Dutzend anderer Polizeien wolle man nicht erwähnen. Den Schluß mache die geheime und hohe Polizei, die das Werk kröne, und alles aufnehme und in sich fasse, was den andern Polizeien habe entgehen mögen; jene bestelle die innigste Freundschaft, das zärtlichste Verhältniß, die vertrauenvollste Hingebung zum Aufpassen und Verrathe, diese übergebe den Menschen, an den man wolle, der Gewalt unbedingt, da alle

übrigen Polizeien nur unter Bedingungen und mit Formen über ihn verfügen ließen. So reden die Freunde der Vergangenheit von der Gegenwart. Sollten diese Bemerkungen auch mehr boshaft als begründet seyn, dann zeigen sie wenigstens, daß keine Zeit und kein Geschlecht ohne ihre Plage sind, und daß, wenn der Gedanke, Gefährden des Unglücks zu haben, das Gefühl desselben mildert, immer eine Zeit in der andern und ein Geschlecht in dem andern diesen traurigen Trost finden kann.

Wie in der Natur gewöhnlich jedes Uebel, wenn es zu einem gewissen Grade gelangt, sein eignes Heilmittel herbeiführt, so führten auch die ewigen Räubereien und Befehdungen eine höchst merkwürdige Erscheinung herbei, die für Ordnung, Frieden, Kunstfleiß und bürgerliche Freiheit die wohlthätigsten und ausgebreitetsten Folgen hatte. Was Kaiser und Reich, was der Papst und die Kirche nicht vermochten, bewirkten Bündnisse von Städten. Zu dem rheinischen Städtebunde legte ein Mainzer, Namens Walpoden, den Grund. Ueber siebenzig Städte, von Zürich bis Aachen, verbanden sich gegen die Fehde- und Raubsucht des Adels zu ihrer eignen Sicherheit und Ruhe. Diese Vereine hatten höchst bedeutende Wirkungen. Nicht nur stellten sie Heere auf zur

Bekämpfung der Friedensstörer, wo sie die Ordnung gefährdeten, sondern schleiften auch ihre Raubnester, zwangen die Mindermächtigen, ihren gewaltthätigen Bedrückungen zu entsagen, und selbst die Fürsten, die auf dem Rheine vervielfältigten Zölle zu vermindern und dem Verkehr die drückendsten Beschränkungen abzunehmen. Dem rheinischen Städtebund, der sich 1247 zu bilden anfing, war der Hanseatische (1241), doch mit weit beschränkterem Zwecke und geringeren Mitteln, vorausgegangen. Dieser berühmte Verein, der später so mächtig geworden ist und an neunzig Städte, fast alle bedeutende Orte vom Rhein bis an die Düna, von Stockholm bis in die Niederlande, in sich schloß, hatte Anfangs bloß die Bestimmung, die Straße zwischen Lübeck und Hamburg zu sichern. Die Städte selbst gewährten hinter ihren Befestigungen, die eine waffenkundige und freiheitsliebende Bürgerschaft vertheidigte, Sicherheit. Gewerbfleiß bereicherte die arbeitsamen Classen der Handwerker, Kaufleute und Künstler. Das Vermögen gab Ansehen, Selbstständigkeit und Einfluß. Es bildeten sich jene Städteverfassungen, die man in Italien blühen und so schöne Früchte tragen sah, und die bei gesetzlicher Unterordnung einen republikanischen Geist nährten, der dem Gemeinwesen so ersprießlich

ist. Natürlich thut Jeder so gut er kann, was er für sich thut, und sein eigenes Geschäft versteht er auch in der Regel besser als Andere. Wo übrigens Keinem die Bahn der Ehre und des Gewinns verschlossen ist, da entwickeln sich die Kräfte in nacheiferndem Wettstreite am vielseitigsten und schnellsten. Der Wohlstand will Freiheit, die Freiheit nährt den Wohlstand; Armuth, Sklaverei und dumme Trägheit sind Schwestern einer und derselben elenden Familie. Versteht auch der Bürger wenig von dem verwickelten und ihm frenden Staatswesen, dann versteht er dagegen das einfache und ihm nahe liegende Gemeindewesen am besten. So blüheten auch die Städte am Rhein, an die sich später die schwäbischen anschlossen, und die Hansa in Freiheit, Wohlstand, Ordnung und Betriebsamkeit auf, daß sie noch jetzt, wo so viel Herrlichkeit für Deutschland fast ein neckender Traum geworden ist, unsere Bewunderung erregen. Da entwickelten sich jene gesellschaftlichen Verhältnisse, die, wo ihnen kein Hinderniß gewaltsam entgegentrat, wie in den Staaten und Städten, die Handel trieben, eine Ordnung der Dinge herbeiführten, die selbst die politische Grundlage derselben veränderte. Die Industrie erhob sich an der Seite des Ackerbaus, erst mit

gleichen, dann mit größern Ansprüchen, weil sie größern Reichthum und dem Landbau selbst erst das wahre Leben giebt. Das Vermögen, von der Scholle entfesselt, ward mehr geistiger Natur, daß es die plumpe Gewalt nicht, wie den Boden, als ein Unterpfand der Abhängigkeit seines Besitzers fassen und festhalten konnte. Es war möglich, den Werth von weiten Ländereien in der Brieftasche mitzunehmen, und der Bedrückte in einem Lande ging, seinen Reichthum in der Tasche, unbemerkt über die Grenzen, um ein andres aufzusuchen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Ein Theil des Adels zog aus Liebe zu Sicherheit und Ordnung, oder aus Bequemlichkeit, den Aufenthalt in der Stadt dem auf den öden Burgen vor, und erhielt in der bürgerlichen Gesellschaft das Ansehen und den Einfluß, auf welche die Zeit ihm, der Geburt und oft auch früherer Verdienste wegen, ein Recht gab. Die patricischen Geschlechter, an die der Landadel sich anschloß und mit denen er sich, ihres Reichthums wegen, nicht ungern vermischte, bildeten in dem Städtewesen einen eigenen Stand, der auf die Gemeindehaushaltung bedeutend und auch vortheilhaft einwirkte. Es gestaltete sich ein von Aristokratie und Demokratie zusammengesetztes Regiment, das, wenn es wohl geordnet ist, Bestand

und Beweglichkeit, Festigkeit und Regsamkeit, Erhaltung und Veränderung glücklich vereint, und das Alte durch Beimischung von Neuem verjüngt und stärkt. Solche Regierungsform hat sich besonders für Staaten von beschränktem Umfange, wo sie sich neben großen erhalten konnten, als gedeihlich bewährt. Der Kaiser und die großen Fürsten zeigten sich den städtischen Bündnissen nicht abgeneigt, weil sie den Reichsfrieden, den sie selbst vergebens zu begründen suchten, förderten, und den unruhigen Adel, mit dem sie nicht fertig werden konnten, im Zaum hielten. Darum fand auch der rheinische Städtebund bei dem Kaiser Beifall und Unterstützung, und mehrere Fürsten, unter denen die drei geistlichen, traten ihm als Glieder bei.

Unter den Gebräuchen, Uebungen und Belustigungen dieser Zeit verdienen auch die Turniere erwähnt zu werden, in denen der Adel sich, für den Dank aus schöner Hand, aus dem Sattel hob und in den Sand legte. Dieser ritterliche Brauch, zu dem nur die edle Ebenbürtigkeit gelassen ward, entsprach den Sitten, in denen sich rohe Stärke mit romantischem Heldenmuthe paarte. Daß es eben nicht immer zart dabei zugegangen, beweisen die vielen Todten, die in ihnen blieben, und sie mögen dar-

um einer sanfteren Gesittung nicht förderlich gewesen seyn, besonders da die Frauen bei ihnen zugegen waren. Man hat Beispiele, daß in einem einzigen Turniere bis sechzig Ritter getödtet worden. Darum erklärten sich auch die Päpste und Bischöfe nachdrücklich gegen das wilde Spiel, in dem zum Zeitvertreib Blut vergossen ward. Die Geistlichkeit ging in ihrem Eifer oft so weit, daß sie die Beförderer der Turniere, und die in ihnen gefallen waren, mit dem Bann belegte; aber die Sitte war auch hier stärker als das Gesetz, und behauptete sich, wie gewöhnlich, bis sie von einer andern verdrängt ward. Ueberhaupt mochte das Ritterwesen seine bedenklichen Seiten haben, welche die Dichtkunst, des schönen Stoffes wegen, den es ihr darbot, gern übersah. Allerdings schwur der Ritter, bei seiner Aufnahme in den Orden, an den Schutz des Glaubens, der Kirche und ihrer Diener, der Wittwen und Waisen und der Bedrängten überhaupt sein Leben zu setzen. Aber man weiß auch, daß Niemand häufiger schwört, als wer wenig Glauben findet, und daß sich der am meisten Muth zuspricht, der ihn am nöthigsten braucht. Geschichtschreiber der damaligen Zeit, und unter ihnen Peter von Blois, machen keine anziehende Beschreibung von den Ritterorden, die, wie dieser

sagt, sich dadurch auszeichnen, daß sie von Ordnung nichts wissen wollen. Nach ihm bestanden sie größtentheils aus unsittlichen Rauf- und Trunkenbolden.

Da die Kreuzzüge in die letzten Jahrhunderte (von 1096 bis 1248) des Zeitraums fallen, mit dem wir uns beschäftigen, so müssen wir derselben auch erwähnen. Fast zwei Jahrhunderte strömte die christliche Bevölkerung des Abendlandes nach dem Orient, um Palästina, und besonders das Grab unseres Heilandes, aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Eine gewaltige Begeisterung hatte die andächtigen Gemüther ergriffen, und die frommen Schaaren ergossen sich in fünf Hauptzügen — die zahlreichen unbedeutenderen Schwärme ungerechnet — nach dem Lande, wo der Erlöser geboren worden, gewandelt und gelitten hatte, und begraben liegt, um den heiligen Boden von der Anwesenheit der Bekenner eines falschen Glaubens zu reinigen. Die Geistlichkeit und besonders die Päpste begünstigten diese Züge aus Andacht und wohl auch aus Interesse; denn sie dienten, ihre Gewalt über die Gemüther zu befestigen, die weltlichen Großen zu entfernen, deren Nähe ihnen lästig war, und die Monarchen, besonders die Kaiser, die mit der geistlichen Macht im Kampfe lagen, auf eine dem römischen Stuhle unschädliche,

wo nicht nützliche Weise zu beschäftigen. Darum erhielten auch die Kreuzfahrer jede Art von Aufmunterung, die Frommen Erlassung der Sünden, die Verschuldeten Zahlungsfristen, Niedriggeborne Rechte und Vorzüge, die sonst nur den Geistlichen oder Edelleuten zukamen. Es wurden also auch weltliche Mittel aufgeboten, um die Christen zu dem frommen Werke zu ermuntern, und wen die Andacht nicht aus der Heimath trieb, den lockte die Hoffnung eines besseren Looses, da er der Verfolgung harter Gläubiger und dem Drucke des Adels entging. Wer zum heiligen Kriege zog, der unter dem Geschrei: Gott will es! war beschlossen worden, durfte, wenn er Lehen hatte, sie ohne Einwilligung des Lehensherrn veräußern und verpfänden; den Geistlichen ward das Privilegium in Betreff ihrer Beneficien auf drei Jahre zugestanden. Die Kreuzfahrer waren für ihre Person wie für ihre Güter unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche gestellt, und von allen Steuern und öffentlichen Lasten frei. Manche verführte die Lust zu Macht und Reichthum, besonders die Führer und Häupter, die sich Königreiche und Fürstenthümer erobern wollten. Es vereinigten sich also viele Gründe, die auf die Stimmung der damaligen Zeit wirkten, um die seltsame

Erscheinung der Kreuzzüge herbeizuführen: die Gewißheit, durch das Gott gefällige Werk seine Sünden abzubüßen und das Himmelreich zu gewinnen, die Aussicht auf ein freieres Leben, auf Beute und Ruhm, und das mächtige Beispiel endlich, das eine Thorheit so leicht wie eine verständige Ansicht ansteckend macht und in Umlauf setzt. Welcher Geist übrigens die frommen Kreuzfahrer im Allgemeinen trieb, zeigte sogleich das Benehmen der ersten Schwärme, die aus Deutschland nach Palästina aufbrachen, und das andächtige Werk mit dem Morde und der Plünderung der Juden begannen. Auch benahmen sich Viele gegen ihre eignen Glaubensbrüder, in den Ländern, durch die sie kamen, so unfreundlich, daß diese gegen die Kreuzfahrer selbst Kreuzzüge zu unternehmen genöthigt waren.

Man hat viel über die Vortheile und Nachtheile der Kreuzzüge gesprochen, besonders in der neuern Zeit, wo das Mittelalter der Gegenstand fleißiger Forschungen geworden ist. Ohne Zweifel bietet dasselbe Manches dar, was eine höhere Beachtung verdient, als man ihm bisher geschenkt; aber die Neigung, das Gegentheil von dem zu sagen und zu thun, was vor uns gesagt und gethan worden, hat wohl auch einen bedeutenden Antheil an der

Entdeckung aller Vortrefflichkeit, die Einige in dem Mittelalter finden wollen. Betrachtet man die Beweggründe, denen die Kreuzzüge ihr Entstehen verdanken, dann sind sie eben nicht besonders ehrenvoll, weder für den menschlichen Geist, noch für das Gemüth. Die religiöse Stimmung, von der man die Kreuzfahrer so gern beseelt sieht, zeugt weniger für echte Religiosität und wahres Christenthum, als für rohen Aberglauben. So groß die Unternehmung durch ihre Masse erscheint, da sie eine Art von Völkerwanderung bildet, so wenig Erhebendes und Anziehendes hat sie in ihrem Zwecke und in ihren Mitteln. Jener ist von der gemeinen Natur, die gewöhnlich Menschen in Bewegung setzt: Aberglaube, Noth, Verlangen nach Reichthum, Macht und kriegerischer Ehre. Die Mittel wurden mit so weniger Geschicklichkeit geleitet und angewendet, daß sie mit dem Zweck, den sie wirklich erreicht haben, in keinem Verhältnisse stehen. Was menschlichen Unternehmungen sonst unsere Bewunderung und Achtung sichert, ein edles großes Ziel, auch wenn die Kraft im Streben nach ihm erliegt, oder Muth und Geistesstärke, die Ungewöhnliches vollbringen, fehlt den Kreuzzügen. Einzelne haben sich in ihnen hervorgethan; aber daß Einzelne sich rühmlich ausgezeichnet, macht

das Ganze der Unternehmung und ihren Erfolg nicht glücklicher und besser. In weniger als zwei Jahrhunderten haben sich über fünf Millionen Menschen in dem fruchtlosen Kampfe für die Befreiung des heiligen Grabes verblutet. Für die Sittlichkeit war die Unternehmung vielleicht noch verderblicher als für die Bevölkerung, und sie löste so völlig fast alle Bande des bürgerlichen und häuslichen Lebens auf, daß in der Heimath, wie bei dem Heere, die Zügellosigkeit kaum mehr Schranken kannte. Allerdings lassen sich auch einige nützliche Folgen der Kreuzzüge nicht verkennen; aber das Schicksal hat sie aus ihnen entwickelt, das so oft die Thorheit zum Fußgestelle der Vernunft, die Gewaltthat zur Mutter der Freiheit, und das Laster zur Pflegerin der Tugend macht; sie konnten so wenig in der Absicht der Kreuzfahrer liegen, daß diese auch keine Ahnung davon hatten. Es ist wohl eine müßige Frage, wie sich das bürgerliche und politische Leben in dem Abendlande ohne die Kreuzzüge gestaltet haben dürfte; aber bedenken mögen die Lobredner derselben doch, daß dem Schicksale, in der damaligen Lage von Europa, Stoff genug zu Verbesserungen gegeben war, den es auch ohne Zweifel mit einem Erfolge bearbeitet haben würde, den wir jetzt nicht

erkennen, weil er nicht Thatsache geworden ist. Hat es an die Kreuzzüge, zu deren Vortheil sich so wenig sagen läßt, wohlthätige Wirkungen geknüpft, an die Niemand dachte, wie mögen wir leugnen, daß es aus der damaligen Lage von Europa, ohne die Kreuzzüge, einen glücklichern Zustand hätte entwickeln können?

Diejenigen, welche den Kreuzzügen eine günstige Einwirkung auf den Zustand von Deutschland zuschreiben, scheinen vorauszusetzen, daß ohne sie dieser Zustand derselbe würde geblieben seyn. Eine solche Stabilität aber ist nicht in der Natur, und, ihren Gesetzen gemäß, findet eine beständige Entwickelung, wenn auch nicht gerade immer zum Besseren, Statt. Wie die Dinge vor den Kreuzzügen in Deutschland standen, ließ sich eine vortheilhafte Veränderung für seine Bewohner erwarten. Die Anlegung von Städten war schon von Heinrich I (919 — 936) begünstigt worden, und hatte einen guten Fortgang. Aus vielen Gründen zog man den Aufenthalt in denselben dem auf dem Lande vor, wegen größerer Freiheit und Sicherheit, und weil der Bürger in ihnen sich leichter nähren und zu einigem Wohlstande gelangen konnte. Die Kaiser, welche die städtischen Vorrechte zu verleihen hatten, mußten das Aufblühen eines freien Bürgerstandes

gern sehen, weil er ihren Geldbedürfnissen neue Hülfsquellen eröffnete, und ein Gegengewicht gegen die Macht des Adels darbot, der auf Kosten des kaiserlichen Ansehens groß und fast unabhängig geworden war. Es ist kein Zweifel, daß sich das Städtewesen, dem natürlichen Gange der Dinge, wie er sich damals gestaltet hatte, überlassen, von selbst erweitert und ausgebildet haben würde, und daß ihm die Kreuzzüge, die aller Cultur und Gesittung an sich feindselig entgegenwirkten, mehr hinderlich als förderlich gewesen sind. Von welcher Seite man auch diese seltsame Erscheinung betrachten mag, um ihr ein vortheilhaftes Licht abzugewinnen, die wilden Züge nach dem Orient, die Erschütterung, welche mit ihrem Aufbruche in dem Lande verbunden war, der Zustand von Unordnung, Verwirrung und Gesetzlosigkeit, der sich davon nicht trennen ließ, hemmten jede innere Entwickelung der geistigen, moralischen und industriellen Anlagen. Das ist der Fall mit allen tiefgehenden Bewegungen, welche die Massen erschüttern, in Thätigkeit setzen und lange Kriege herbeiführen. Die Reformation war, in dieser Hinsicht, Europa, und besonders Deutschland, ebenfalls verderblich; aber die Reformation, wie die französische Revolution, hatten einen Preis, der, ward er

gewonnen, die Auslagen, wenn ich so sagen darf, mehr als ersetzte. Was konnte dagegen selbst durch den glücklichen Erfolg der Kreuzzüge, und namentlich für Deutschland, gewonnen werden?

Die Bande der Hörigkeit und Leibeigenschaft wurden schlaffer, da die Bevölkerung auf den Herrengütern sich vermehrte. Zum Anbaue des Landes, dem Betriebe der Gewerbe und dem persönlichen Dienste der großen Eigenthümer und ihrer Familien war nur eine gewisse Anzahl von Händen nöthig, auf deren Erhaltung man Bedacht nehmen mußte. Ueberstieg die Anzahl das Bedürfniß, dann konnte sie dem Gebieter sogar lästig werden; und man hielt weniger streng auf die Unablösbarkeit der Leibeigenen von Grund und Boden. Die Freilassung war leichter zu erhalten, und die Herren konnten sogar eine neue Quelle der Einnahme daraus machen, was auch geschah. So mußte der Stand der Freien sich auch auf diesem Wege vermehren, dessen Anwachs noch andere Umstände, wie die Religion und die Fortschritte des Gewerbfleißes, begünstigten. In den Städten mußten die Handwerker es schneller zu einiger Vollkommenheit bringen, weil das Beisammenwohnen die Nacheiferung und den Umtausch der Kenntnisse und Erfahrungen begünstigte, und der

freie Mensch überhaupt für sich leichter und besser arbeitet als der Sklave für seinen Herrn. Fand der große Grundeigenthümer nun seinen Bedarf in den Städten vorzüglicher und selbst wohlfeiler, als ihm seine Leute denselben liefern konnten, dann kaufte er ihn lieber dort, als er ihn bei sich fertigen ließ. Auch dadurch ward die städtische Industrie begünstigt und der Sklavendienst entbehrlicher, was den Werth der Sklaven, und demnach die Gründe der Sklaverei verminderte. Die Kreuzzüge aber, welche die Bevölkerung schwächten, die innere Betriebsamkeit störten und die Mittel des Wohllebens verminderten, konnten auch in dieser Beziehung nicht günstig auf die Lage von Deutschland wirken.

Es klingt fast komisch, wenn man gelehrte Leute unter den guten Wirkungen der Kreuzzüge anführen hört, daß sie die geographischen Kenntnisse erweitert hätten. Man muß in der That einen großen Werth auf die Fortschritte der Erdbeschreibung legen, wenn man sie mit solchem Preise zu bezahlen kein Bedenken trägt. Das Honorar für einen praktischen Curs, wie ihn die Kreuzzüge gaben, ist etwas theuer, und, leider, konnten ihn die meisten Zöglinge nicht einmal vollenden, und mußten sich in den Ländern, die sie studiren sollten, begraben lassen. Vielleicht rühmt

auch die gelehrte Nachwelt einmal die geographischen Kenntnisse, welche die Franzosen, die sonst in der Erdbeschreibung nicht besonders stark gewesen, in den kriegerischen Expeditionen unserer Tage erworben haben. Indessen darf man zweifeln, daß dieser Gewinn sie für das Lehrgeld, das sie in einem Lande bezahlen mußten, welches für sie wenigstens nicht das gelobte war, entschädigt und getröstet haben sollte. Unverkennbar zeigen sich schon in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Vorboten einer bessern Zukunft für Deutschland. Der Saame war gelegt und sproßte in dem Anfange eines freien Bürgerstandes, in einem lebendigern innern Verkehr, auf den auch die Benutzung der Silberadern des Harzes (968) vortheilhaft wirkte, und in einer höhern wissenschaftlichen Bildung auf. Selbst in deutscher Sprache wurden nicht unglückliche Versuche gemacht, wie Ottfried und Notker zeigen. In den Klöstern las man römische Classiker und schrieb die theuern Reste des Alterthums, wenn auch nicht immer mit lobenswerther Auswahl und Genauigkeit, doch mit großem Fleiße ab. Man sieht, die Bahn war betreten, der erste Versuch gemacht, jetzt kam es darauf an, daß glückliche Verhältnisse ihn unterstützten und die Entwickelung der hoffnungsvollen

Anlagen begünstigten. Die Kreuzzüge, das wird man wenigstens zugeben, wirkten nicht dahin.

Schon vor denselben hatten die Europäer Handelsverbindungen mit den Arabern angeknüpft, die einen glücklichen Fortgang haben konnten, hätten die Feindseligkeiten der Kreuzfahrer sie nicht zerrissen. Der innere Handel, der für die Entwickelung der Nationalkräfte, für Ackerbau, Industrie und Wohlstand weit wichtiger ist, als der äußere, der auf die Dauer nur durch jenen besteht, litt durch die Kreuzzüge weit mehr, als er gewinnen konnte. Ueberhaupt ist schwer zu begreifen, was man Großes und Ersprießliches in einer abenteuerlichen Unternehmung finden will, die ein schwärmerischer beschränkter Mönch in wilde Bewegung setzte, und barfuß und in einer langen Kapuze ohne Zucht und Ordnung führte. Von seiner Einsicht und dem Werthe seines Heeres gibt Peter der Eremit wohl dadurch den sprechendsten Beweis, daß er von 300,000 Menschen kaum 30,000 vor Konstantinopel brachte; daß der fromme Zug mit einem Morde der Juden begann, deren er 12,000 bloß in einigen rheinischen Städten schlachtete. Vergebens folgten dem Peter noch 220,000 Mann, dann wieder 500,000 Mann mit der Blüthe des europäischen Adels. Den vorübergehenden glück-

lichen Erfolg, von weniger Bedeutung, zerstörte der Mangel an Gehorsam und Ordnung im Heere und die Zwietracht unter seinen Führern. Obgleich noch fünf Züge, auf die erwähnten zwei ersten, nach dem heiligen Lande unternommen wurden, so bewirkten sie doch kaum mehr als diese. Wahrhaftig, Europa hat die Ehre, einen Schattenkönig von Jerusalem, einen Grafen von Edessa und Tripoli, einen Fürsten von Antiochien und Achaja, einen Herzog von Athen unter seinen Helden zu zählen, theuer genug bezahlt! Was in sieben Zügen fast zwei Jahrhunderte hindurch war mühselig errungen worden, ging in zwanzig Jahren rein verloren; denn gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts besaß die Christenheit nichts mehr in Palästina.

Als ein großer Vortheil der Kreuzzüge wird angeführt, daß durch sie viel Landeigenthum an den Bürger- und Bauernstand gekommen sey, dem es der Adel überließ, um sich die Kosten der weiten Züge zu verschaffen, wie auch, daß edle Geschlechter in ihnen erloschen seyen. Aber war dieß nicht ebenfalls mit den Bürgerlichen der Fall? Auch sie mußten dem frommen Werke der Befreiung des heiligen Grabes ihr Vermögen opfern, die Arbeit unterbrechen, die ihre Familien nährte, denen sie wohl nö-

thiger als die Ritter den begüterten Geschlechtern waren. Durch die Entfernung des Edelmanns, der zu Hause nur ritterliche Uebungen, Jagd und Fehde kannte, verlor die Wirthschaft nichts, da der Bürgerliche dagegen sein Geschäft betrieb und dadurch sich und die Seinigen erhielt. Stellte sich aber auch Vortheil und Nachtheil ins Gleichgewicht; wurde durch die Ueberlassung von Grundeigenthum an Menschen, die keines hatten, gewonnen, was durch die Störung der Gewerbe verloren ward; wurden die Pest der Sittenlosigkeit, der Aussatz und andere verheerende Krankheiten durch die erworbenen Kenntnisse aufgewogen, dann bliebe immer noch das Unternehmen der Kreuzzüge so abenteuerlich als abgeschmackt. Aber bei der fast eben so willkürlichen als oberflächlichen Zusammenstellung, der nicht mehr Thatsachen als Vermuthungen zum Grunde liegen, wird gewöhnlich ein höchst wichtiger Umstand übersehen. In Palästina nämlich ward Jeder, der Waffen trug, ein Edelmann. Wer Kriegsdienst that, galt für einen Ritter. So kam es denn, daß Europa aus dem Orient geadelt wieder empfing, was es ihm als gemeines Volk übersendet hatte. Diese Schaaren frisch aufgeschossener Edelleute, die weder das Gut, noch die Ansprüche und Vorzüge des alten

Adels hatten, waren Glücksritter, die, ohne Vermögen, Jedem dienen mußten, der sie bezahlen konnte. Auch waren ihre Dienste immer feil, und die wachsende Landeshoheit wußte sie zu ihren ehrgeizigen Zwecken, wie die Fehde- und Raublust der Großen zur Störung des Friedens und der Ordnung trefflich zu benutzen.

Eine andere seltsame Erscheinung ward durch die Kreuzzüge ins Leben gerufen, die, wie alles aus dieser seltsamen Zeit, Bewunderung oder Spott erregte, bald Lob, bald Tadel fand; ich meine die geistlichen Ritterorden, die, halb Mönch halb Krieger, sich zwischen die frommen Büßungen des Klosters und das wilde Leben des Lagers theilten. Sie geben wohl das treueste Bild von dem eigenen Geiste, der damals die Christenheit beseelte, und von dem kein zweites Beispiel in der ganzen Weltgeschichte gefunden wird. Ritterliche Galanterie und ascetische Enthaltsamkeit, stilles Gebet und Waffengeräusch, beschauende Zurückgezogenheit und lärmende Trinkgelage, Rechtlichkeit und Gewaltthat, Gebet und Flüche, Zeit und Ewigkeit, Andacht und Völlerei mischten und einigten sich auf die sonderbarste Weise.

Darin besonders liegt der große Unterschied zwischen dem classischen Alterthum und dieser Zeit

der christlichen mönchisch-ritterlichen Romantik, daß jenem das Vaterland alles war, über welches diese den Beruf des Standes setzte. Für den Griechen und Römer gab es nichts Höheres als Griechenland und Rom, und die übrige Welt war nur mit Barbaren angefüllt. In dem Staate, dem Gemeinwesen suchte und fand er den Mittelpunkt seiner Neigungen, seines Ehrgeizes und seiner Wirksamkeit. Die Religion, selbst die innigsten und ersten Gefühle der Natur, Gatten-Eltern- und Kindesliebe waren dem Vaterlande, der Pflicht gegen dieses und der Liebe zu ihm untergeordnet. Der Vater sprach das Todesurtheil über seine Kinder aus, die sich gegen das Vaterland verschworen, oder dem Befehle des Beamten, der in dessen Namen sprach, sich ungehorsam erwiesen hatten. Der götterreiche Olymp war in Griechenland und Rom, so zu sagen, eingebürgert. Jedes Volk, jede bedeutende Stadt wies Abkunft und Entstehung von irgend einer der Gottheiten nach. Diese waren national selbst in die Geschichte des Landes verflochten, an dem sie darum auch Antheil nehmen mußten. Ihr Dienst war eine Art Staatsdienst, und die Priester, Auguren, die Wahrsager und Deuter des Vogelflugs, der thierischen Eingeweide und der Freßlust der heiligen Hüh-

ner dachten weniger daran, sich die Götter gefällig zu machen, als den Glauben des Volkes zum allgemeinen Besten zu benutzen, und seine Gesinnungen dafür zu stimmen. Da lag der Himmel mit der Erde nicht im Streit, und die Ewigkeit forderte nicht das Zeitliche zum Opfer. Die Kirche setzte sich nicht dem Staate entgegen, sondern erkannte ihre Bestimmung in der Förderung seiner Zwecke. Wenn es Märtyrer gab, dann waren sie es für den Staat, indem sie sich ihm oder die Ihrigen freiwillig opferten, wie Lykurg, Kodrus, Aristides, Curtius, die Decius, und so viele Andere, oder die Eifersucht und das Mißtrauen des Volks entfernte sie aus gegründeter, oder auch eingebildeter Besorgniß für die Freiheit, wie Themistokles, Miltiades, Cimon, Camillus, Coriolan und Cicero. Die Heiligen des Volks waren seine großen Männer, seine Retter und Wohlthäter in Gefahr und Noth, und wer unter die Götter versetzt ward, mußte sich gottähnlich um das Vaterland verdient gemacht haben. Eine wundervolle Einheit, die, bei allen Gebrechen der Verfassung, den Staat zum vollkommensten machte, den die frühere Geschichte aufzuweisen hat. Wie alle Gefühle und Neigungen in diesem höchsten Gefühle, in der vorherrschenden Neigung

für das Vaterland, als ihrem Ziele und Mittelpunkt, zusammenliefen, so hatten es auch vorzüglich Kunst und Wissenschaft zum Gegenstande. Rede und Dichtung, Malerei, Sculptur und Baukunst beschäftigten sich mit ihm, den Thaten seiner Götter und Helden, der innern und äußern Wohlfahrt des Landes, dem Ruhm und Glück des Volkes. Dahin wirkten Erziehung und Unterricht, Priester, Orakel, Philosophen und Weise, und selbst das geheimste, häusliche Leben war auf das öffentliche berechnet und diente ihm. Bürger war und blieb der Grieche und Römer immer und allenthalben, auf dem Marktplatze, im Tempel, bei Festen und Spielen, im Lager, selbst im abgezogenen stillen Heiligthum seiner Hausgötter. Das ganze Leben, Streben und Wirken dieser merkwürdigen Völker hatte ein bestimmtes, unverrücktes Ziel, und alles, was der Bürger dachte, fühlte und that, sollte Mittel und Wege zu diesem Zwecke seyn. Und dieses Ziel war ihm nicht vorgesteckt, damit er es als die mühselige Aufgabe seines Lebens im Sklavendienste erreiche; er selbst suchte es, und setzte an seine Erreichung alles; weil er so nicht bloß seine Pflicht erfüllte, sondern auch der Neigung seines Herzens folgte, und den eignen Ehrgeiz befriedigte, indem er dem Vaterlande diente. Bei dieser stren-

gen Einheit im Zwecke, der das Vaterland war, herrschte in den Mitteln zu ihm die größte Mannigfaltigkeit und Freiheit. Alles Oeffentliche ward öffentlich, was sich auf den Staat bezog, von den Staatsgenossen verhandelt und abgethan, und diese ganze Anordnung, welche die höchste politische Freiheit mit dem strengsten bürgerlichen Gehorsam, die größte Aufmunterung zu allem Ausgezeichneten in Wort und That, zu allem Edlen und Heldenmüthigen in der öffentlichen Anerkennung, in Ehrenstellen, Kronen, Triumphen, Ovationen, mit dem weitesten Wirkungskreise und der möglichsten Umgebundenheit sich in ihm zu bewegen, als Staatsmann, Krieger, Gelehrter, Künstler, Anwalt und Redner verband, hat das classische Alterthum erzeugt, das in vieler Hinsicht noch unerreicht, in mancher unerreichbar in der Geschichte glänzt. Sein bezeichnender Charakter ist Einheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, ein bestimmtes Gefühl von dem, was man soll und will, das Bewußtseyn, es zu können, die Aufmunterung, es zu thun und in dem ganzen Leben, das alles dies in sich vereint, die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Bildung eines Ganzen.

Anders hatte das Mittelalter sich gestaltet durch den genetischen Charakter der Völker, ihre frühere

Geschichte, den Schauplatz ihres Wirkens und besonders durch das Christenthum. Wie sich das Ungleichartigste zusammenfand und in einander schmolz, so mußte es auch das Ungleichartigste erzeugen. Da sind die Kirche und der Staat, nicht vereint, oder sich untergeordnet, sondern neben einander und sich befeindend um die Oberherrschaft; die rohe Kraft und der kriegerische Heldenmüth von Halbbarbaren bei der Christendemuth und Frömmigkeit; Unwissenheit und Aberglaube, das Gefühl der Stärke ohne Bildung, und alle diese disparaten Elemente, zu denen sich noch manche andere zählen ließen, bewegten die Gesellschaft in verschiedenem Sinne, und theilten dieser Bewegung eine ganz verschiedene, oft entgegengesetzte Richtung mit. So im Innern getrieben und von Außen wieder beschränkt, schieden sich die Kräfte, fanden verwandt sich freundlich zusammen, um sich verbunden gegen die feindlichen zu schützen. Darum ist der herrschende Geist des Mittelalters der Geist der Körperschaft, der mit dem Staate bald fördernd, bald störend zusammentrifft. Man muß gestehen, daß der Standes- und Corporationsgeist hier geleistet hat, was er leisten kann. Da war die Einheit nicht wie in dem classischen Alterthum zu finden, aber auch nicht zu erwarten.

Die Kirche stand neben dem Staate und setzte sich, mit günstiger Gelegenheit, auch über ihn. Das Haupt derselben, selbst eine Macht, herrschte von der Fremde aus in die christlichen Staaten hinein, wo es in der zahlreichen Geistlichkeit oft folgsamere Unterthanen als der Souverain des Landes fand. So sehen wir die weltliche und geistliche Macht sich entgegengesetzt, den Adel im Widerspruche mit der Bürgerschaft, die mächtigen Großen sich in die Vorrechte des Kaiserthums und der königlichen Würde theilen, die sie nach und nach ihrer Güter und Macht berauben. Klöster und Orden, Adel und Städte, Adelsverbindungen und Städtevereine, Zünfte und Innungen, Universitäten und Verbrüderungen aller Art waren eben so viele Schutzmittel gegen benachbarte Anfeindung, durch die man sich, bei der allgemeinen Hülfslosigkeit, in der sich die Staatsgewalt befand und Andere ließ, selbst half, so gut es gehen wollte. Daher diese zahllosen Körperschaften, diese vielfältigen Gliederungen, in denen jedes Glied wieder ein eigener Körper war. Nicht bloß der Staat bot dieses Schauspiel der Vereinzelung, Trennung und des Gegensatzes im Großen dar; das Land, die Städte zeigten es im Kleinen. Jede Burg, jedes Kloster, jede Stadt, die Kirche war eine Art Festung, zu

Wehr und Angriff mit weltlichen und geistlichen Waffen, und jeder Körperschaft bildete zum eignen Schutz eine schlagfertige Macht. Daß auf diese Weise die Kräfte vielseitig geübt und gebildet wurden, und besonders die Körperschaften ihre wundervolle Macht entwickelten, läßt sich begreifen. Erwägt man aber, welches der Zweck und die Bestimmung des Staates sey, zu welchem Ende sich die Menschen in politische Gesellschaften vereinen, dann muß man gestehen, daß die Verfassung des Mittelalters, bei allem Großen, das es in Bruchstücken aufzuweisen hat, weder ein beneidenswerthes, noch ein nachahmungswürdiges Muster darbietet. Es ist eine große Aufgabe, vielleicht die größte eines Gesetzgebers und Staatsmannes, die Kräfte der Einzelnen im Staate durch die Bildung von Körperschaften zu vervielfältigen und zu entwickeln, vorausgesetzt, daß sie es verstehen, diese erhöhete Kraft nach dem Zwecke des Staates zu regieren und sie ihm unterzuordnen. Wer das nicht kann, und den Stände- und Corporationsgeist doch begünstigt, vermehrt die Elemente der Verwirrung, und läuft Gefahr, den Staat den Körperschaften, die Gesellschaft Ständen, das allgemeine Wohl dem Vortheile Weniger aufzuopfern. Das war auch wirklich der Fall im Mittelalter.

Mit Unrecht bewundert man eine große Kraft, die nur verderblich wirkt. Nicht in der Kraft allein liegt unser Werth, sondern vorzüglich in dem Gebrauche, den man davon macht, in dem Zwecke, dem sie dient. Der Raubmörder setzt das Leben an den Raub, der Spieler sein Vermögen an die Leidenschaft, die ihn beherrscht, der Wüstling Gesundheit und Vermögen an die Befriedigung seiner Lust. Der Freund des Vaterlands, der Wohlthäter der Menschheit, der Held im Kampfe für Wahrheit und Recht, der edelste und größte Mensch hat nicht mehr zu opfern als jene Sünder opfern; der Unterschied, der sich zwischen ihnen findet, die ungeheuere Kluft, die sie wie Himmel und Hölle trennt, liegt also in dem Gegenstande, dem das Opfer gilt.

Allerdings gab die Verfassung der alten Staaten Griechenlands und Roms mehr eine Stadt- als Staatsregierung. Sie war auf keine Weise, im wahren Sinne des Worts, demokratisch, weil auch sie, wie die Verfassung anderer Völker, Wenige auf Kosten Vieler begünstigte, nur mit dem Unterschiede, daß die Wenigen dort eine Bürgerschaft, hier aber Kasten oder Stände bilden. Darum fielen auch Griechenland und Rom, und mußten durch sich selbst, durch die Mängel ihrer Verfassung schon dar-

um fallen, weil diese, nur auf ein Stadtgebiet berechnet, auf einen größern Umfang ausgedehnt, den Staat mit sich in Widerspruch setzte. Gerade weil es an einer wahren, demokratischen Grundlage fehlte, zerstörte sich der Staat. Erst entstand der Kampf des Volks mit den Patriciern, der Armen mit den Reichen, dann der Colonien, oder unterworfenen Völker mit dem Mutterlande, der Bundesgenossen mit dem Bundeshaupte, der Sklaven mit den Herren. So war es in Sparta, Athen und Rom, und die Gesetzgebung Lykurg's und Solon's, die messenischen Kriege, die der Athener mit den besiegten Inseln, der Zug des römischen Volks nach dem heiligen Berge, der Kampf um das Tribunat und das Recht, zu den höchsten Aemtern auch Plebejer zu ernennen, die Bundesgenossen- und Sklavenkriege bezeugen es. Da es keine Einheit des Vortheils gab, so konnte es auch keine Einheit des Willens geben, und jeder Ehrgeizige fand Unzufriedene, mit denen er es versuchen durfte, die Verfassung umzustoßen; und wem das gelingt, der wird auch leicht der Herr des Staates. Dieser hatte in seiner allmähligen Vergrößerung bei dem beschränkten Stadtregimente die Stellung einer Pyramide angenommen, die auf der Spitze ruhen soll. Das Wesen

der Demokratie besteht nicht darin, daß Alle regieren, sondern daß im Interesse Aller regiert werde. Immer regieren Wenige, wenn nicht Einer, auch wo die Regierung Allen oder Vielen übertragen ward. Es ist Ordnung der Natur, und also ihrer Verfassung gemäß, daß der tiefern Einsicht, der größern Thätigkeit und dem größern Muthe sich die Andern unterordnen, und diese Verfassung der Natur wird durch keine menschliche aufgehoben. Der Schwache und Einfältige kann den Namen führen; in seinem Namen aber thut es der Stärkere und Schlaue, und wäre es bei der schlechtesten aller Regierungen am Ende ein Verschnittener, eine Maitresse oder ein Kammerdiener. Jede Regierung, soll sie anders gerecht und von Dauer seyn, braucht eine demokratische Unterlage, das heißt, sie muß im Interesse Aller seyn. Vom Buchstaben ist nicht, sondern von der Sache die Rede. In der Theorie gibt es ein demokratisches Regiment. Die Verfassung kann es seyn, die Regierung ist es nie. Soll im Interesse der Gesammtheit regiert werden, dann muß sich diese in der Lage sehen, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, ihre Billigung und ihren Tadel auszusprechen. Das ist es, was ich unter einer demokratischen Grundlage verstehe, nicht aber, daß dem

Volke unmittelbar Antheil an der Regierung gegeben werde, nicht einmal, daß es sich gerade durch Staatsgewalten vertreten sehe; denn keine Repräsentation, hat sie auch das Volk unmittelbar gewählt, muß mit dem Volke dasselbe Interesse, oder dieselbe Ansicht theilen; sie selbst bildet einen eigenen Stand, der sein eigenes Interesse hat, und ist darum auch immer als demokratische Grundlage ein mangelhaftes Surrogat, und oft nicht so wichtig, wie die Preßfreiheit, wenn sie für öffentliche Angelegenheiten besteht. Was wir demokratische Grundlage der Regierung nennen, muß seiner Natur nach besonders in dem Grunde der Gesellschaft, den die Gemeinden bilden, zu finden seyn. Diese Ansicht wurde früher schon weiter ausgeführt, und bedarf hier nur einer Andeutung. Der Bürger bewegt sich leicht in dem engen Kreise der Gemeindewirksamkeit, die es mit seinen nächsten Interessen und Beziehungen zu thun hat. Der Grundstoff des Staatslebens ist das Leben der Gemeinden, und aus ihm, und nach seiner Eigenthümlichkeit gestaltet sich das Ganze. Was der Bürger selbst zu thun fähig ist, soll kein Anderer von Staatswegen für ihn thun. An die Gemeinden schließen sich zunächst die Bezirke oder Aemter, dann die Provinzen, Departements, Grafschaften

oder Kreise an, die sich aus den Gemeinden, als ihren Einzelnheiten entwickeln. Darin scheint mir eben die große Kunst des Gesetzgebers zu liegen, daß er den Willen, die Interessen, die Ansichten und Wünsche der Gesammtheit von den Gemeinden aus, durch die Abstufungen der Staatsorgane, so wie sie edler und größer werden, veredelt und kräftiger hinaufleite. Auf diese Weise läßt sich dem Staate die wahre und immer wohlthätige demokratische Grundlage geben, und er wird ein organisches Ganzes, das den Saft des Lebens durch die Wurzeln an sich zieht, und nach seinem Bedürfnisse vertheilt, so daß er den Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte nährt, nicht mehr der Saft, wie ihn die Wurzeln aufgenommen, doch aus ihm verarbeitet und veredelt. Dann unterscheiden wir uns zu unserm Nachtheil, wie ich glaube, von den Alten, daß wir die Gewalt zu mäßigen bemüht sind, diese aber die Menschen mäßigten, die sie üben. Sie legten durch Erziehung, Unterricht, Beispiel, Ehre und Auszeichnung in die Gemüther Achtung vor der Gerechtigkeit, Liebe zur Freiheit und Haß der Tyrannei, da wir die Freiheit durch eine kluge Theilung der Gewalt und eine abgewogene Stellung der Behörden gegen einander sichern, die Gerechtigkeit aber durch die Strenge der

Gesetze erhalten wollen. Wir kennen fast nur noch materielle Mittel der Regierungskunst. So wird der Staat zur Maschine, die Stände und Menschen in ihm sind leblose Federn und Räder, und der Gehorsam, das Einzige, was man zu bezwecken scheint, geht gerade so weit, als die Mittel, ihn zu erzwingen, Gefängniß, Schwert, Galgen und Stock.

In mehr als einer Hinsicht war die Verfassung, wie wir sie unter Karl dem Großen gestaltet finden, vorzüglich zu nennen, und übertraf in mancher Beziehung bei weitem, was nach ihm das Mittelalter an allem Herrlichen und Großen aufzuweisen hat. Ueber das Gemeinheitliche stand den Gemeinden die Entscheidung zu, und sie waren in Anordnung ihrer innern Verhältnisse fast selbstständig. Die Angelegenheiten der Grafschaft wurden in ihr und durch Freie aus ihr berathen und abgethan. Ueber Reichssachen sprach und verfügte der Reichstag, das Reichsoberhaupt an der Spitze. Nachdem also die Berathung und Verfügung Dinge und Personen betraf, die zur Gemeinde, zur Cente, zur Provinz, oder zum Reiche gehörten, ging sie aus dem Einfachen ins Zusammengesetzte über, wie die natürliche Ordnung es bestimmte. Für das Gerichtswesen galt dasselbe, die Verhandlung war öffentlich, Schöffen,

Freie, die über Freie sprachen und ihres Gleichen waren, halfen das Urtheil schöpfen aus Anordnungen und Gesetzen, wie sie ihnen überkommen waren, oder zu denen sie berathend und beschließend mitgewirkt. Ueber dem Ganzen stand leitend, ordnend und zusammenhaltend der Kaiser oder König, die letzte Zuflucht aller Hülfsbedürftigen und Bedrängten, die schwach und ohne Mittel im Gedränge der gesellschaftlichen Ungleichheit und Willkür sich nicht retten konnten. Darum war auch dem Oberhaupte des Staates die Sorge für Arme, Wittwen und Waisen besonders zur Pflicht gemacht. An dieses wendete sich, wer sich in seinem Rechte gekränkt und verletzt glaubte, und der Kaiser übte die Gerichtsbarkeit, wo er sich befand, wenn er sie üben wollte, nicht nach Gunst und Eigenwillen, sondern nach Gesetz und Billigkeit, berichtigend, verbessernd, auch mildernd, kurz im Guten Herr, im Bösen, wie es seyn muß, gebunden. Da er nicht allgegenwärtig Alles sehen, Jeden hören konnte, so gingen seine Abgesandten durch das Reich, die Beamten zu bewachen, die Klagen anzuhören, der Willkür zum Schrecken, zur Ermuthigung der Schwachen, zum Troste der Bedrückten. Eine treffliche Verfassung für einen großen Staat, so lange sie der Geist des Monarchen

beseelend aufrecht hält, und die Sitten sie unterstützen! Unsere politische Weisheit hat oft vergebens nach einer bessern gesucht, obgleich sie sich der Erfindung der constitutionellen Monarchie rühmt, die sie eben nicht erfunden, aber gut entwickelt hat. Mag man sie nun, wie ich glaube, mehr gefunden als erfunden haben, die Hauptsache ist, welche Dienste sie uns leistet. Unleugbar hat die Institution große Vorzüge, wenn auch die politische Taschenspielerkunst sie oft zum Gaukelwerk mißbraucht, mit täuschender Behendigkeit der Freiheit, die sie verheißen hat, ein Mittel der Unterdrückung unterschiebt, und die erwartete Erleichterung in eine Last verwandelt. Alle Institutionen, auch die besten, werden, mit schlechten Menschen, schlecht.

Die Verfassung, wie sie unter Karl bestanden ist später ausgeartet, und alle gepriesene Herrlichkeit des Mittelalters ist sie nicht werth, und ersetzt sie so wenig, als sie dafür entschädigt. Selbst was man in ihm zu rühmen pflegt, Stifter, Klöster, Innungen, Körperschaften, Bündnisse und Orden, waren Versuche, den Gebrechen des Staates zu begegnen, das für sich zu leisten, was er leisten sollte und nicht leistete, und zeugen demnach mehr gegen, als für die früher allerdings verkannte, aber später weit

überschätzte Zeit. Klöster sind ehrwürdig, als eine Freistätte der abgezogenen Frömmigkeit, der stillen Liebe zur Wissenschaft, des müden Alters und der getäuschten Hoffnungen des Lebens; aber sie wurden, wie die Stifter, Versorgungsanstalten der Unbrauchbarkeit, des Müßiggangs, Zeughäuser der Unwissenheit und des Aberglaubens, oft Höhlen des Jammers und des Lasters. Zünfte, Innungen mochten, wie die Universitäten, ihr Gutes haben, und hatten es in der That, so lange sie Schutzmittel gegen Druck, Gewaltthat und äußere Bedrängnisse in der unsichern und bedrängten Zeit gewesen sind; wie sie Kunst, Gewerbe und die Wissenschaft damals förderten, so hemmen sie jetzt ihr Fortschreiten, und sind mehr Anstalten zur Bewahrung des Bestehenden als zur Aufmunterung und Verbreitung des Bessern. Zünfte und Innungen können auch jetzt noch der Gesittung, der Erhaltung bürgerlicher Ordnung treffliche Dienste leisten, aber der Industrie sind sie so wenig nützlich als die Hochschulen der wahren Bildung und der Wissenschaft unentbehrlich. Die Templer, Johanniter und der deutsche Orden haben Großes gethan, wie es die Staaten des classischen Alterthums nicht größer zeigen, aber wem kam die schöne Kraft zu gut, zu welchem Zwecke

ward sie verschwendet? Im mühseligen Kampfe mit Sarazenen und Heiden, um eine blutige Bekehrung oder Ausrottung durchzusetzen. Ihr wahrer Zweck war Schutz und Geleitung der Pilger, die nach dem heiligen Grabe wallten, Pflege der kranken Christen und Befreiung des gelobten Landes von der Herrschaft der Ungläubigen. Da Palästina, der ganze Orient verloren ging, ging auch ihre Bestimmung zu Ende, die allerdings, bei ihrem Entstehen, groß und edel war. Jahrhunderte haben sie noch ohne Zweck und Vortheil fortgelebt, eine Last, der Gegenwart von der Vergangenheit aufgebürdet, mit der die veränderte Zeit nichts anzufangen und sich ihrer nicht zu entledigen wußte. Die Templer gingen früher unter; sie mordete die Arglist und Habsucht eines Königs, dem nichts heilig war, wo es die Befriedigung seines Ehrgeizes oder seines Golddurstes galt.

Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß die Thätigkeit des Menschen nur ein gedeihliches Resultat haben könne, wo sie mit den Gesetzen der Natur nicht im Widerspruch steht. Vermag sie dieselbe in ihrem Streben zu unterstützen, dann ist, was der Mensch im Einverständnisse mit ihr erzeugt und schafft, um so fruchtbringender und dauerhafter. Es

wird keinem verständigen Landwirthe einfallen, einem Boden, der Frucht bringt, Wein abzugewinnen, Getreide an sonnigen Hügeln, und Reben auf fetten Niederungen zu pflanzen. Er wendet seinen Fleiß auf die Hervorbringung solcher Gegenstände, die ihm am reichsten lohnen; und was die Erde ihm am freigebigsten wiedergibt, dessen Samen vertraut er ihrem Schoße an. In gleichem Sinne wird der kluge Staatswirth handeln, ein ackerbauendes Volk, das der Boden dazu macht, nicht in ein Volk von Hirten verwandeln wollen, nicht zum Landbau ermuntern, wo ein ödes Küstenland mit wirthlichen Buchten zur Schifffahrt aufmuntert, und Fabriken begünstigen, wo fruchtbares Feld seinen Anbau reicher lohnt. Von politischen Institutionen, wie von allen gesellschaftlichen Anordnungen, gilt dasselbe. Stehen sie mit den Gesetzen und Anordnungen der Natur im Widerspruch, dann werden sie sich mit Mühe, und nie auf die Dauer erhalten, und der Gesellschaft keinen Segen bringen. Die Staatskunst, die es verstände, die Anlagen des Menschen zur höchsten Entwickelung zu bringen, und jeder gebildeten Kraft den ihr angemessenen Wirkungskreis zu geben, würde ihren Beruf erfüllen, weil sie dem Menschen, wie der Gesellschaft, die Erreichung ihrer

Bestimmung möglich machte. Die Gaben sind verschieden ausgetheilt, und wenn Diesem Körperstärke ward und Behendigkeit, Jenem Geist, dem Einen Muth und Ausdauer, dem Andern Schwäche des Gemüths und beschränkte Fassungskraft, dann sollte der Staat eine zweckmäßige Ausbildung der verschiedenen Anlagen möglich machen, und sie zweckmäßig verwenden. Man bürdet dem Schwachen nicht die Last des Starken auf, stellt die Muthlosigkeit nicht an Posten der Gefahr, trägt der Einfalt nicht die verwickelte Arbeit auf, der nur Gewandtheit und Geschick gewachsen sind. Der größeren Kraft gebührt ein größerer Wirkungskreis, sie leistet mehr und darf auch für größere Leistungen eine größere Belohnung fordern. An diesem Maßstabe müßte die Vortrefflichkeit der Staatseinrichtungen gemessen werden. Wo der Fleiß darbt, das Talent unbeschäftigt ist, der Müßiggang im Reichthum schwelgt, tausend Anlagen, wie auf Felsen gestreuter Samen, unentwickelt sterben, wenn man kränkliche Pflänzchen mit Treibhauskünsten pflegt, da steht die Gesellschaft mit der Natur im Widerspruch, und ihr könnt versichert seyn, das Elend ist der Ungerechtigkeit auf der Ferse, und nur ein stolzer Schein kann augenblicklich über die dürftige Wirklichkeit täuschen. Das aber ist der Zu-

stand der Gesellschaft, in der nur Stände gelten, die Geburt nur Rechte gibt und nimmt, jede Mitbewerbung um den Preis des Lebens aufgehoben ist, Zünfte und Innungen die Industrie, Universitäten den Unterricht, der Adel die Ehre, den Einfluß und die Freiheit zum Eigenthum von Genossenschaften machen. Das aber ist der herrschende Zug in dem Charakter des Mittelalters, der sich unglücklicherweise in Europa so widernatürlich ausgebildet hat, daß es schwerlich so bald eine naturgemäße Haltung wieder finden dürfte. Im Staate des Mittelalters, wie an seinen Bauten, sind die Schnörkel und Verzierungen in dem Grade wesentlich geworden, daß ohne sie, die Nebensache, die Hauptsache nicht besteht. Der äußere Anblick ist imposant, das Innere aber, bei aller Glasmalei und dem feierlichen Helldunkel, weder wohnlich noch bequem. Dem gothischen Staatenbau — denn man kann ihm so gut wie der Baukunst diesen Namen geben — fehlt sogar die Einheit und Majestät, die diese wenigstens dem Beschauer darbietet. Mag man die Burgen in ihren Trümmern als Reste der Vergangenheit zu erhalten suchen, der Reisende darf sich an ihrem Anblick jetzt vergnügen. Da in ihnen noch die Ritter hauseten, wäre es ihm in ihrer Nähe nicht so be-

haglich gewesen, und keine Hütte erfreute sich wohl ihrer Nachbarschaft. Das Erbtheil, das wir von dieser Zeit überkommen haben, kann noch Jahrhunderte als eine Bürde auf uns lasten, die unsere Wissenschaft sogar zur Wohlthat macht. Ja, es ist zweifelhaft, ob es ihm je gelingt, sie von sich zu werfen. Wer in den Domen, den Gesängen und Liedern, den Turnieren und allen kostspieligen Herrlichkeiten der Feudalität eine Entschädigung dafür findet, ist im Finden glücklicher als wir.

Sind die angeführten Bemerkungen nicht ungegründet, dann mögen sie bei der Würdigung des Mittelalters von Nutzen seyn. Ohne Zweifel haben auch die Ritterorden in den Kreuzzügen Großes gethan und Verdienstliches geleistet; aber eine wesentliche Frage ist, zu welchem Zwecke, in welchem Geiste es geschehen, und welchen Vortheil die Gesellschaft daraus gezogen. Für die Zeit und den Ort, die sie ins Leben treten sahen, mögen sie ein Bedürfniß gewesen seyn, und ohne Zweifel hatten sie ihre Verdienste, so lange dieses Bedürfniß währte und sie es befriedigten. Aber sie bestanden noch nicht lange, da arteten sie, wie fast alles Menschliche, durch veränderte Lage und Verhältnisse und die Leidenschaften ihrer Mitglieder aus und währten noch als Miß-

brauch fort, da sie schon lange von ihrem frühern Gebrauche abgekommen waren. Von den drei geistlichen Ritterorden, welche den Kreuzzügen ihr Entstehen verdankten, den Templern, Johannitern und dem deutschen Orden, gingen die ersten am frühesten gewaltsam unter. Die beiden andern erhielten sich bis in unsere Zeit, wenn auch nicht des Vortheils der Gesellschaft, doch ihres eigenen wegen.

Für alle menschliche Angelegenheiten, für das Glück sowohl als das Unglück, für die Neigungen und Leidenschaften, für Haß und Liebe gibt es eine Ebbe und eine Flut. In der Natur ist ewiges Fortschreiten, eine beständige Entwickelung vom Entstehen bis zum Untergang, vom Knospen bis zur Reife. Alles strebt nach seiner Vollendung, und kehrt, zu ihr gelangt, wieder dahin zurück, wovon es ausgegangen. Es gibt für alles ein Höchstes, über das es nicht hinaus, und ein Tiefstes, unter das es nicht hinuntergeht. So ist es in der lebendigen, so in der leblosen, so in der physischen, so in der geistigen Welt. Ueber ein gewisses Maß hinaus zerstört sich Alles selbst und löset sich auf. Schon die Unbeständigkeit des Menschen erträgt nichts von Dauer und sehnt sich nach Veränderung. Dem Leichtsinne kann selbst das Glück lästig werden und schon der Wechsel ist für

ihn Genuß. Aber auch ohne dies steigt und fällt, entsteht und vergeht, entwickelt und zerstört sich Alles in und um den Menschen, ewigen Gesetzen gemäß, er selbst nicht weniger, als was er will und wirkt. Der Besitz macht ruhig, nach dem man regsam gestrebt, die Sicherheit unbesorgt, der Genuß schlaff, das Vermögen übermüthig und die Straflosigkeit gewissenlos. Auf diesem Wege geht dann auch wieder alle Macht, aller Reichthum und alle Größe unter. Was Jahre und Jahrhunderte von Fleiß und Sparsamkeit gebaut und gesammelt haben, zerstört und verschleudert Müßiggang und Ueppigkeit. Das ist der Gang der Völker und Staaten, der Familien und Individuen. Selbst Kunst und Wissenschaft, Meinen und Hoffen und Wünschen theilen dieses Loos des Wechsels und der Unbeständigkeit. Die Weisheit erhält sich so wenig als die Macht, und die Kunst wird so gewiß der Künstelei Platz machen, als die Gesetzmäßigkeit der Willkür, der bescheidenen Mittelmäßigkeit das insolente Glück und der Andacht die Freigeisterei. Diesem Wechsel sind Throne, Katheder und Kanzeln unterworfen, und die Schule wird so wenig eine Lehre rein erhalten, als die Kirche einen Glauben und der Staat das Recht.

Dieses Steigen und Fallen um uns zu ken-

nen, zu wissen, wann und wie es erfolgen muß, und die Geschicklichkeit, sich dieser Ebbe und Flut zur günstigen Fahrt durch das Leben zu bedienen, das ist die große Aufgabe dessen, der mit Erfolg zu wirken wünscht; darin besteht die wahre Klugheit, die das Glück gern zu begleiten pflegt. Wer mühvoll Schweres erreichen will, dem die Zeit entgegen ist, sucht flott zu werden, mit der Ebbe zu fahren, wo es an Wasser fehlt. Im rechten Augenblick die Segel aufgezogen, und mit fester Hand das Fahrzeug nach dem Landungspunkte gerichtet, geht es rasch und leicht. Wie gewisse Meere, so hat das Leben der Völker seine Strömungen und Passatwinde. Wer sie zu gewinnen weiß, braucht wenig Kraft, um in kurzer Zeit einen weiten Weg zu machen. Wer ihnen entgegen fahren will, geht in vergeblichem Versuche unter, oder setzt wenigstens eine große Kraft an einen unsichern Erfolg. Diese Strömungen, diese Passatwinde, die durch die Völker, mit ihnen durch Welttheile, endlich durch die ganze Welt und so auch durch die Geschichte gehen, bezeichnen wohl am besten, was man öffentliche Meinung und den Zeitgeist nennt. Es ist so wichtig, sie zu kennen, so entscheidend, ihnen nachzugeben, oder sie in seinem Dienste zu haben, daß gegen sie

ein Märtyrer werden kann und auf dem Scheiterhausen, oder durch die Hand des Henkers stirbt, wer mit ihr der Mann des Jahrhunderts hätte werden und einen Thron besteigen können. Mit ihnen oder gegen sie macht dieselbe Lehre zum Weisen oder Thoren, derselbe Glaube zum Gliede der wahren Kirche oder zum Ketzer, dieselbe That zum Helden oder Verbrecher. Solche Strömungen können ruhig durch ganze Geschlechter ziehen, weil sich eben kein kräftiger Mensch ihrer zu einem großen Zwecke zu bedienen weiß. Geschieht dies aber, zeigt sich zur rechten Zeit der rechte Mensch, der sie versteht, dann erscheinen in der Geschichte jene Charaktere, die dafür gelten, das Schicksal von Geschlechtern und Völkern bestimmt zu haben, wie Cäsar, Karl der Große, Gregor VII., Cromwell, Luther, Napoleon und ihres Gleichen.

So wird es durch die Geschichte dem Forscher derselben, wenn er es wirklich ist, klar, daß die Ereignisse mehr durch das ihnen eigene Causalitätsgesetz als durch den Willen der Menschen bestimmt werden, und daß eben diese Ereignisse mehr den Menschen schaffen und bilden, als dieser jene, obgleich er durch seine Willens- und Geisteskraft unverkennbar mächtig auf sie einwirkt und ihren Gang

beschleunigt oder verzögert; daß, was uns Zufall ist, weil wir die unsichtbaren Fäden, durch die es mit der ewigen Naturordnung zusammenhängt, nicht entdecken, eben so gut als die Wirkung bestimmender Ursachen betrachtet werden muß, wie das, was wir dafür erkennen; daß jeder Gedanke, jeder Entwurf, wenn er gedeihlich wirken soll, eine empfängliche Zeit finden muß, wie der Saame einen empfänglichen Boden, und daß es gerade in dieser Empfänglichkeit, oder in dem Mangel an derselben liegt, wenn in einer Zeit die größten Ideen und Gefühle unbeachtet bleiben, und in der andern ein Wort, im rechten Augenblick gesprochen, Wunder wirkt; daß die Zeit endlich sich die Menschen schafft, wie sie dieselben braucht, und sie hebt oder fallen läßt, nachdem sie mehr oder weniger taugliche Werkzeuge in ihnen findet.

Es gibt, wie unsere Weisen sagen, allerdings nur ein Recht, nur eine Wahrheit; aber es gibt auch für Alle nur einen Regenbogen, da doch Jeder an seiner Stelle seinen eigenen hat. Es kann bei veränderten Umständen verderblich wirken, was hülfreich war, zerstören, was sonst erhielt, wie ein Gift Arznei werden, und die Arznei vergiften kann, je nachdem das Uebel des Kranken ist. Selbst die

Thorheit hat ihre weisen Augenblicke, und die Weisheit kann Thorheit werden. Alles mag gut seyn an seiner Stelle, und zu seiner Zeit, wenn es nur seinem Zwecke dient und leistet, was geleistet werden soll. So wird aber auch Alles verderblich, wenigstens zwecklos, wenn ihr es aus seiner Zeit, von seiner Stelle rückt. Lykurg's Gesetzgebung, das Meisterwerk vielleicht des größten Geistes, den die alte Welt gekannt, in das Jahrhundert der Cultur und Civilisation, nach Frankreich oder Großbritannien verpflanzt, würde dort als ein Denkmal des Wahnsinns stehen. Nicht alles Gute ist immer und allenthalben gut, nicht alles Böse immer und allenthalben böse. Die Zünfte und Innungen, die Klöster und Hochschulen, das Ritterwesen und die Orden haben, wie das Papstthum und selbst das Feudalsystem, ihre Dienste geleistet. Die Zeit rief sie ins Leben, weil sie ihr nöthig waren; die Zeit ließ sie fallen, da sie ihr entbehrlich wurden. So wäre es immer, wenn der Mensch die Zeit verstände, oder ihrem Bedürfnisse folgen wollte. Er aber sucht aus Eigennutz, Selbstsucht, Vorurtheil und Unverstand zu erhalten, was seine Bestimmung überlebt hat, dem Geiste nach gestorben ist, und nur noch in seiner seelenlosen Hülle fortbesteht, oder strebt zu unterdrücken, in der Geburt zu vernichten, was die Zeit erzeugt, weil sie es

braucht, das heißt, weil es der Zustand der Gesellschaft fordert. So wird gewaltthätig gegen die Ordnung der Natur erhalten oder zerstört, was sich naturgemäß selbst auflösen oder gestalten würde, wäre in der Gesellschaft nicht Vieles widernatürlich geworden, zu dessen Erhaltung die Thorheit gar oft zur Weisheit, die Gewalt zum Rechte werden muß. Indessen gibt es eine Naturordnung auch in unserm gekünstelten Zustande des gesellschaftlichen Lebens, die sich bei der Gestaltung der Ereignisse vorherrschend zeigt, und als eine gewaltige Strömung durch die Gesellschaft zieht. Es ist aber dies nicht die öffentliche Meinung, der Geist der Zeit, wovon unsere Zeitschriftsteller und manche Staatskluge so viel reden, dieses Orakel, dem jeder Priester nach seinem Interesse den Ausspruch in den Mund legt, diese gefällige Gliederpuppe, der man eine beliebige Haltung geben kann. Unsere Zeit ist durch die Art von Bildung, die sie erzogen hat, so doppelgestaltig und doppelzüngig geworden, daß man nur schwer ihr rechtes Bild erkennt und ihr Wort, dem man glauben darf. Die Schrift ist das Organ aller Mittheilung geworden, und die Schriftsteller sind unsere Weisen, unsere Priester, unsere Aeltesten, Senatoren, Grauen und Schöffen, durch die das Rechte und

Wahre geschöpft werden soll. Die Schriftstellerei aber ist ein Gewerbe, das Gewerbe eines Standes, der die Interessen und Vorurtheile desselben hat, die er sogar seinen persönlichen Interessen und Vorurtheilen wieder unterordnet. Es ist kein Stand, der die Nationen, die Gesammtheit, oder auch nur die Mehrheit vertritt; er vertritt sich selbst. Er dient nicht dem Geiste der Zeit, sondern seinem eigenen, und spricht nicht die öffentliche, sondern seine Meinung aus. Und wer sind sie oft, diese angeblichen Priester des Zeitgeistes, diese unberufenen Stellvertreter der Gebildeten der Nation, der Auserwählten des Volkes, die geistigen Optimaten des Staates? Seht, wer schreibt, und leset, was geschrieben wird! Sonst saßen im Rathe nur Alte, Alte, welche die Erfahrung eines Lebens für sich hatten, von dem sie vielfältig versucht und geprüft worden waren; die das Bestehende erprobt hatten, in langer Berührung mit Nachbarn und Einheimischen diese zu würdigen wußten und von ihnen nach Verdienst gewürdigt wurden. Unsere jungen Leute sind vor der Zeit alt geworden, und die schriftliche Verwaltung und das schriftliche Gerichtswesen, wie die Schriftstellerei, machen sie zu Aufsehern, Führern, Rathgebern und Vorgesetzten der Alten, nicht bloß im Meßkataloge

und den Leih- und Lesebibliotheken, sondern auch in den Sessions- und Amtsstuben. Ein widernatürlicher Zustand!

Das nun ist unsere eine Gestalt und Sprache, die angelernte, angelesene, angeschriebene, die für die natürliche und wahre gilt, weil sie des Anstandes halber und des Tones wegen fast beständig gezeigt, gesehen und gesprochen wird. Die andere, das Werk unserer Bedürfnisse, der Vertheilung des Vermögens, der gesellschaftlichen Abstufung und Gliederung, steht mit der ersten fast durchaus im Widerspruch. So geht, um dem gewählten Bilde treu zu bleiben, eine doppelte Strömung durch unser Leben, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Scheint die eine der Freiheit, liberalen Ansichten und Gesinnungen günstig, dann führt die andere uns beständig einer anständigen Sklaverei entgegen; einer anständigen sage ich, weil die Bildung der Zeit mehr dem Scheine als der Sache huldigt, aller Rohheit und plumper Form entgegen ist und barsche Gewaltthat nicht erträgt. Wir lieben die Freiheit und selbst die Gleichheit, in wie weit sich beide mit der Unterordnung und Auszeichnung in der Gesellschaft vertragen, die der Eitelkeit so wohl thun und der Sucht zu glänzen und sich geltend zu machen unentbehrlich sind. Es wäre mög-

lich, daß sich die bevorrechteten Stände aus Achtung gegen die Gerechtigkeit mit dem Volke ein gleiches Gericht, dieselben Gesetze und Steuern gefallen ließen; aber schwerlich dürften sie den Unterscheidungen entsagen wollen, die sie in der Gesellschaft von den gemeinen Leuten sondern und ihnen eine ausgezeichnete Stelle geben. Mag im Nothfalle Alles untergehen, bleibe nur der Vorrang durch Geburt, Titel, Ahnen und Ordenszeichen. Deswegen hat man sehr Unrecht, sich durch republikanische Redensarten und Formen, die dem classischen Unterrichte abgeborgt sind, täuschen zu lassen; Europa ist in seinem innersten Wesen monarchisch, durch Erziehung, Lebensweise, Bedürfnisse, Gewohnheit, Gebrauch, Sitte und die ganze Lage und Stellung der Gesellschaft, republikanisch dagegen durch Unterricht und aus Grundsätzen. Wer die Menschen kennt, weiß aber sehr gut, welches Gewicht in den beiden Wagschalen den Ausschlag gibt. Wenn es, wie ich nicht leugne, Unzufriedene gibt, die von Freiheit und unveräußerlichen Rechten reden, dann sind bei weitem die Meisten solche, die in der politischen Hierarchie zu tief zu stehen glauben Gebt ihnen die Vorrechte eines Standes und von dem ewigen Rechte der Menschheit ist keine Rede mehr.

lich; und sich die bevorrechteten Stände aus Achtung gegen die Gerechtigkeit mit dem Volke ein gleiches Gericht, dieselben Abgaben und Steuern gefallen lassen; oder schwerlich dürften sie den Unterdrückungen entsagen wollen, die sie in der Gesellschaft von den gemeinen Leuten fodern und ihnen eine ausgezeichnete Würde geben. Mag im Volke alles untergehen, bleibe nur der Vorrang durch Geburt, Titel, Ämter und Ehrenzeichen. [illegible] hat es nicht [illegible], die [illegible] Uebermacht und Formen, die dem [illegible] nicht abgeleitet sind, nunmehr zu hoffen; [illegible] ist in seinem innersten Wesen unvermeidlich, durch Erziehung, Verhältnisse, Lebensart, Gewohnheit, Gebräuche, Sitte und die ganze Lage und Stellung der Gesellschaft, [illegible] begegnen durch Unterricht und aus Grundsätzen. Aber die Menschen kennt, weiß aber sehr gut, welches Gewicht in den beiden Wagschalen den Ausschlag gibt. Wenn es, wie ich nicht leugne, Ausnahmen gibt, die von Freiheit und unveräußerlichen Rechten reden, dann sind bei weitem die Meisten solche, die in der weltlichen Hierarchie zu tief zu stehen glauben. Gebt ihnen die Vorrechte eines Standes und von dem ewigen Rechte der Menschheit ist keine Rede mehr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Betrachtungen über Deutschland

Leipzig 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.germ.o.86
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11686300-7